

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 22 (1918-1920)

Artikel: Weitere Beiträge zur schweizerischen Ur-Ethnographie aus den Kantonen Wallis, Graubünden und Tessin und deren prähistorischen und ethnographischen Parallelen

Autor: Rütimeyer, L.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-112023>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Weitere Beiträge zur schweizerischen Ur-Ethnographie aus den Kantonen Wallis, Graubünden und Tessin und deren prähistorischen und ethnographischen Parallelen.

Von L. Rütimeyer, Basel.

Nachdem ich in einer früheren im Schweiz. Archiv für Volkskunde erschienenen Mitteilung¹⁾ es versucht hatte, einige archaistische Gerätschaften und Gebräuche im Kanton Wallis, dessen vielfach noch so urtümlichen ergologischen Objekte dicht unter der heutigen Kultur-Oberfläche, ja noch auf derselben liegen, zusammenzustellen, Objekte deren Verwandtschaftsbeziehungen teils vertikal in die Tiefe unserer eigenen Prähistorie die Wurzel ihrer Stammbäume senken, teils horizontal zu entlegenen und primitiven Völkern reichen, war es mein Bestreben, diese Untersuchungen über das Wallis hinaus auf andere schweizerische Gebirgsgegenden auszudehnen. Hier schienen vor allem Graubünden und Tessin günstige Resultate erwarten zu lassen, da sie vielfach noch sehr ursprüngliche Verhältnisse aufweisen. Sodann sollte durch solche Untersuchungen, die ich durch mehrfache Reisen in diesen Gegenden durchführte, dazu beigetragen werden, das Inventar der schweizerischen primitiven oder „Ur-Ethnographie“ durch neue Archivstücke zu sichern und womöglich zu vermehren.

Dies zu tun ist hohe Zeit, da diese ergologischen Objekte gerade in unseren Tagen rapid verschwinden, weil sie durch die moderne Zeit und ihre Produkte obsolet werden. Allerdings ist andererseits der Umstand günstig, dass der noch ethnographisch vielfach ungepflügte Boden unserer Gebirgsgegenden noch stellenweise reich an ältestem Kulturgut ist, sowie dass der „Fremde“ und der Antiquitätenhändler, der je länger je mehr mit seinen verheerenden Streifzügen in die entlegensten Alpentäler vorstösst, meist nur die für seine

¹⁾ „Über einige archaistische Gerätschaften und Gebräuche im Kanton Wallis und ihre prähistorischen und ethnographischen Parallelen.“ SCHWEIZ. ARCHIV FÜR VOLKSKUNDE 20, 1916, p. 283 ff., und separat im Verlag d. Schweiz. Ges. f. Volkskunde, Basel, und Karl J. Trübner, Strassburg 1916.

Sammel- oder Handelszwecke dienlichen Objekte einer relativ jungen Kulturschicht wie geschnitzte Tröge, alte Waffen, Zinn- geschirr etc. zusammenrafft und an den uns hier vor allem interessierenden bescheidenen und meist unansehnlichen Objekten älterer Kulturschichten achtlos vorbeigeht.

Bei diesen neuerlichen Untersuchungen war mir daran gelegen, als Richtlinie vor allem die in den früher besprochenen ergologischen Gruppen zu benützen; es sollte die Kenntnis ihrer Einzelformen sowie ihre geographische Verbreitung in den oben genannten Gebieten in, wenn auch nur sehr lückenhafter Weise zu erweitern versucht werden. Als solche ergologische Gruppen seien genannt die Tesseln, die Steinlampen und Birkenkerzen, die primitiven Kinderspielzeuge. Daran mögen sich schliessen einige Beobachtungen über primitive Arten der Zubereitung des Getreides für die Nahrung, sowie über eine bestimmte ergologische Gruppe, die Verarbeitung der Kastanien, ferner über primitive Handmühlen, über Kalebassen aus Flaschenkürbis und endlich einiges über altertümliche Züge in der Bauart.

Kerbhölzer oder Tesseln.

Unter Tesseln verstehen wir bekanntlich Werkzeuge des Schrifftersatzes bei denen durch Einkerbungen verschiedenster Art und auf verschiedenem Material, meist in Form von Holzstäben, Aufzeichnungen gemacht werden, durch welche gewisse Verhältnisse normiert werden.

Wir können, wie schon früher ausgeführt, 3 Hauptarten solcher Kerbhölzer unterscheiden:

1. Tesseln zur Regelung gewisser, meist öffentlicher Pflichten (Kehrtesseln).

2. Tesseln zur Kontrolle gemachter Leistungen und zu Abrechnungen.

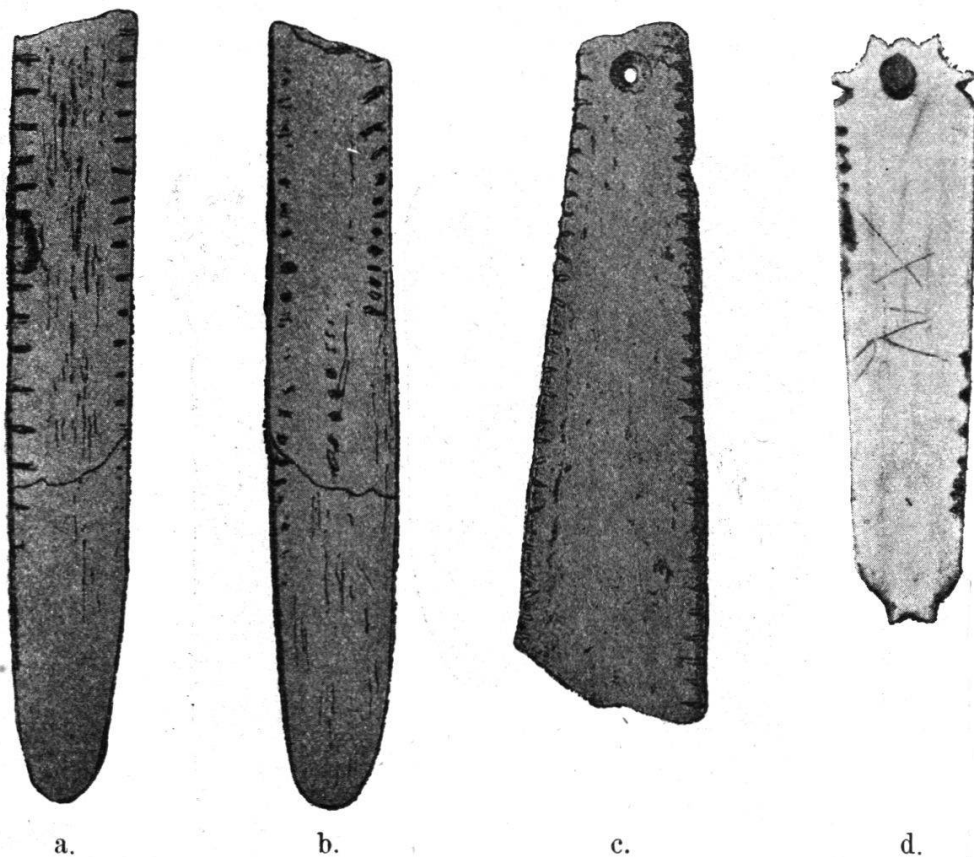
3. Tesseln zur Dokumentierung gewisser Rechte, also hölzerne Dokumente.

Der Stammbaum der Tesseln ist zweifelsohne uralt und reicht bis in die paläolithische Zeit. Wie ich früher schon auszuführen versucht habe,¹⁾ unterliegt es keinem Zweifel, dass gewisse — in diesem Falle Kerbknochen, es handelt sich um kleine Knochenplatten oder Rentierstangen, nicht um Kerbhölzer — wie sie sich z. B. im Magdalénien französischer

¹⁾ L. c. S. 294 ff.

Höhlen finden, zur Aufzeichnung gewisser Tatsachen, wohl als Zahlenausdruck für Jagdbeute und ähnliches gedient haben.

Der ungeheure Konservatismus gerade dieses uralten, auch heute noch über weite Teile der Erde verbreiteten menschlichen Gerätes und Schrift- und Zahlensubstitutes sprang mir so recht in die Augen, als ich im Sommer 1917 in Bosco, jenem deutsch sprechenden, entlegenen Tessinerdorf in einem Seitental der Vallemaggia, noch eine Knochentessel fand, die von einer solchen aus dem Magdalénien der Höhle von Laugerie-basse in ihrer ganzen Form und der Art der Einkerbungen kaum zu unterscheiden ist.

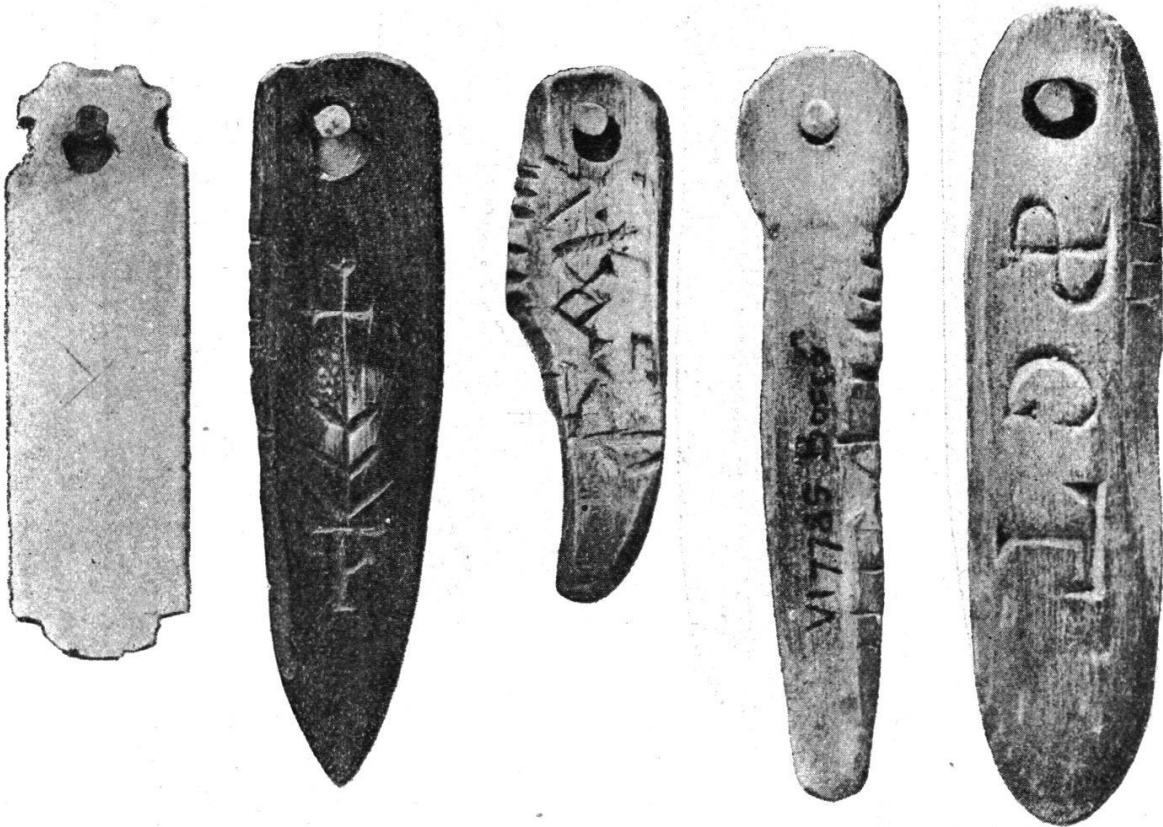


a—c paläolithische „Knochentesseln“ von Laugerie-basse, Magdalénien, (GIROD et MASSÉNAT¹⁾ pl. IX und X). d. Knochentessel aus Bosco).
Museum für Völkerkunde, Basel.

Der Gemeindepräsident von Bosco brachte auf meine Nachfrage nach Tesseln aus dem Gemeindearchiv 2 Bündel von ca. je 50 Schaf- und Ziegentesseln, von denen ich einige erwerben konnte. Es sind alle diese Tesseln flache, längsovale oder auch einseitig zugespitzte Hölzchen, die an einer Schnur

¹⁾ GIROD ET MASSÉNAT, Les Stations de l'Age du Renne dans les Vallées de la Vézère et de la Corrèze. Paris 1900.

aufgereiht waren. Einige derselben bestanden, wie erwähnt, nicht aus Holz, sondern aus Knochenplättchen, einige auch aus Horn, eine aus einem Bleiplättchen. Sie sind 6—9 cm lang und 1—2 cm breit und weisen an den Kanten spärlichere oder reichlichere kleine Einkerbungen auf.¹⁾ Diese „Tässla“ wurden als Ziegen- und Schafsesseln bis vor ca. 20 Jahren gebraucht unter der Verwaltung eines Tesselnmeisters, welches Amt heute noch besteht, nur werden die nötigen Aufzeichnungen jetzt schriftlich gemacht. Auf einer Seite ist das Hauszeichen des Besitzers oder dessen Initialen eingekerbt. Die Kerben an den Kanten bedeuten die Anzahl der Schafe oder Ziegen, die derselbe hat. Wechselte diese Zahl, so wurde die betreffende Anzahl Kerben weggeschnitten oder neue zugefügt.



2. Schaf- und Ziegentesseln von Bosco aus Knochen, Horn und Holz.
Museum für Völkerkunde, Basel.

¹⁾ Es mag hier noch bemerkt werden, dass die von STEBLER, ARCHIV 11, S. 179 erwähnten Tesseln von Bosco im Museum für Völkerkunde in Basel keine Originale, sondern ziemlich plump nachgebildete Modelle sind. Der Tesseln von Bosco wird, wie ich nachträglich aus der Literatur ersah, wohl zuerst von SCHRÖTER und RIKLI kurze Erwähnung getan, von Knochen- und Horntesseln wird dabei nichts gesagt. Vergl. Botan. Exkursionen und pflanzengeogr. Studien in der Schweiz. 1. Heft. Bot. Exk. im Bedretto, Formazza und Boscotal. Zürich 1904, S. 60.

Unter der Kontrolle des Tesselmeisters wurde, indem ein Kind in einem Gefäss die Tesseln mischte, gewissermassen das Los gezogen, und derjenige, der seine Tessel zog, musste für die Gemeinde je nach Zahl seiner Kerben die Schafe und Ziegen hüten, indem eine geringe Zahl Kerben, z. B. 4—6, zu je 1 Hütertag verpflichteten. Für Kühe bestand diese Einrichtung nicht. Es handelt sich also um typische Kehrtesseln, die zu einer öffentlichen Leistung verpflichteten. Bezeichnend ist die Tatsache, dass die Kehrtesseln nach Gmür¹⁾ speziell dem Wallis eigentümlich sind; zweifellos haben die Bosker bei ihrer Einwanderung aus dem Wallis vor ca. 700 Jahren dieselben mitgebracht in diese, ihre neue Kolonie Bosco.

Die Kehrtesseln stehen in ihrer Bedeutung den Botenstäben nahe, auf deren Beziehung zu tesselförmigen Kerbhölzern wie z. B. in Südaustralien ich in meiner frühern Mitteilung hingewiesen habe.²⁾

Für die Bosker Knochentesseln gilt ganz besonders der Ausspruch von Gmür,³⁾ wenn er sagt „diese starke Erhaltungskraft und auffallend nahe Verwandtschaft zwischen den Formen der Neuzeit und solchen, die Tausende und Zehntausende von Jahren zurückliegen, ist es denn auch, was den Marken und Kerbhölzern einen eigenartigen, beinahe geheimnisvollen Reiz verleiht.“

Im übrigen ist aus dem Tessin — streng genommen müssen wir die Bosker Tesseln zu den Walliser rechnen — über Tesseln, die bis heute noch gebraucht werden, wenig bekannt. Ihr Gebrauch, der doch für diese abgelegenen Alpentäler vorauszusetzen war, war an den meisten Orten, wo ich nachfragte, unbekannt oder aber vor längerer Zeit obsolet geworden. An verschiedenen Orten des Vallemaggia wussten sie nichts davon, im Val Bavona, Cerentino und Campo wurde mir von zuverlässiger Seite gesagt, dass sie bis ca. 1870 verwendet wurden, indem auf vierkantigen Stäben auf einer Kante alle halben Monate vom 15. Juni bis 15. August je der Tag und die Milchmasse einer Kuh — jede Kuh hatte ihre „tessera“ — durch bestimmte Kerben notiert und demnach die Abrechnung bei der Käseverteilung vorgenommen wurde. Auch in Frasco, Val Verzasca, kannten die Leute noch von früher her den Gebrauch von Tesseln.

¹⁾ M. GMÜR, Schweizerische Bauernmarken und Holzurkunden. Abhandlungen zum schweiz. Recht. Bern 1917, S. 80. — ²⁾ L. c. S. 304. — ³⁾ L. c. S. 160.

In Indemini, wohl einem der von irgend welchem grösseren Verkehr abgelegenen Dörfer der Schweiz, fand ich aber heute noch täglich gebrauchte Tesseln, um die Milchmenge zu messen und zu verrechnen, die eine Gruppe von 2—3 oder mehr Personen zusammenbringt, um Käse und Butter zu produzieren. Ihre Milchbeiträge, deren Masse individuell, nicht nach Litern bestimmt werden, sind Punkte: „quarto di misura“, kleine eingekerbte Striche: „mezza misura“ und ganze Striche: „una misura“ oder „zaina“. Je nach den einzelnen Beiträgen oder Guthaben der Teilnehmer der Gruppe werden auf den Tesseln, die hier „bacchetto pel latte“ genannt werden — das Wort „tessera“ oder „taglia“ wird in Indemini nicht gebraucht — neue Punkte und Striche eingekerbt oder andere weggeschnitten. Neben dieser heute noch täglich gebrauchten Verrechnungsweise durch dieses Schriftsubstitut kommt allerdings sogar in Indemini als Hauch der neuen Zeit eine solche auf schriftlichem Wege vor.

Eine im Prinzip ähnliche Tessel erhielt ich aus Val Colla bei Tesserete, wo sie von cand. med. P. Huber beim Gemeindepräsidenten von Cimadura gefunden wurde, der als „Tesselmeister“ diese einzige Tessel der kleinen Gemeinde verwahrte und sie nur sehr ungern abtrat. Sie wird benützt zum Messen der gemeinsam verarbeiteten Milch und zu den betreffenden Verrechnungen. Es ist diese tessera ein ca. 40 cm langer Stab mit strichförmigen Kerben; es ist ein Abrechnungsholz im Sinne von Gmür.¹⁾ (Taf. I, Fig. 1.) Auch in Castello bei Chiasso sind nach mündlichen Mitteilungen von Herrn Fontana früher solche Messkerbhölzer für die Milch verwendet worden.

Endlich seien aus dem Tessin noch zwei Arten von heute noch täglich gebrauchten Tesseln aufgeführt, von denen eine auch Gmür erwähnt. Es sind dies die „Sandtesseln“, die bei den Fuhren mit dem einspännigen Karren „galera“ zur Verrechnung des gelieferten Sandes, Kieses etc. dienen. Die mir von Herrn P. Fontana gelieferte Tessel ist ein flaches unten zugespitztes Stück Tannenholz 20 cm lang $1\frac{1}{2}$ —0,8 cm breit dessen einer Rand gekerbt ist. Jede Kerbe entspricht einer Fuhre von $\frac{1}{2}$ Kubikmeter Sand. Die Tessel wird vorn am Karren in einer Ledertasche angebracht und dient einzig ohne jede schriftliche Aufzeichnung für die Verrechnung.

¹⁾ L. c. S. 86.

Eine zweite Tessel wird im Val Muggio gebraucht zur Verrechnung einer Wagenladung von Reiserbündeln „fascine“ (Wellen). Für je 10—15—20 fascine wird in einem berindeten Zweigstück eine Kerbe gemacht und danach ebenfalls ohne schriftliche Aufzeichnung gezahlt.

Dass der heute im Tessin so sehr zurückgegangene Gebrauch von Tesseln schon seit langer Zeit historisch nachweisbar ist, verdanke ich einem, mir von Prof. Jud zugekommenen Hinweis auf das *Bollettino storico della Svizzera italiana*.¹⁾ Es heisst dort unter dem Namen „bachulo“ in dem dem 13. und 14. Jahrhundert angehörigen Glossar von Brissago: „si parla di non fare ‚scribere in quaterno nec in bachulo‘, s'accenna cioè all' uso non ancora spento intieramente delle annotazioni mediante incisioni su un bacchetto, che in Vallemaggia chiamano tassél.“ Auch im Glossar von Pedimonte,²⁾ Gemeinde Locarno, kommt im Jahre 1473 das Wort „bachulo“ vor als „registro di conti“, auch findet sich hier p. 11 der Ausdruck „talias“ oder „taglie“, welcher im Glossar von Brissago fehlt. Ich selbst habe im Maggiatal den Ausdruck tassél, der etwa noch vor 20 Jahren gebräuchlich war, nie gehört. Bemerkenswert ist, dass heute noch in Indemini die Tessel nicht wie sonst im Tessin „tessera“ oder „taglia“ genannt wird, sondern wie im 13. Jahrhundert im Glossar von Brissago „baccheto“ entsprechend „bachulo“.

Aus Graubünden erhielt ich durch Vermittlung von Herrn Dr. Tramêr eine mir neue Art von Tesseln aus Lü im Münstertal, „Cûdesch del lat“ genannt. Es ist diese „Tafeltessel“ eigentlich keine Tessel im strengen Sinne des Wortes, kein Kerbholz. Es ist aber immerhin ein hölzernes Rechtsdokument als Schriftersatz, auf dem mit Bauernzahlen die Milch-Quanta mit Kreide aufgetragen wurden. Ob dies früher nicht durch Einkerbungen geschah, die dann durch Abhobeln entfernt wurden, steht dahin. Dieser Cûdesch (Codex) ist eine Art von hölzernem Buch, dessen 2 Blätter aus Tafeln von Arvenholz bestehen (Höhe 25 cm, Breite 20 cm, Dicke 12—14 mm). Diese weisen am obern Rande eingekerbte Initialen auf. Dazu kommt eine „Einband“- und „Rückendecke“, erstere mit eingekerbtem Hauszeichen und Blumendekor, letztere

¹⁾ *Bollettino storico della Svizzera italiana*. Statuti latini di Brissago, Intragna e Malesco, per CARLO SALVIONI. Anno 19, 1897, p. 144. — ²⁾ L. c. Anno 33, 1911, p. 11 u. 113.

mit einer Herzfigur und Rosetten verziert, das ganze durch Lederriemen zusammengehalten. (Taf. I, Fig. 2.) Auf den Tafeln wurde jeweilen die Milch, die man den Nachbarn gab, sowie die zurückerhaltene Milch notiert, mit welchen Zeichen, konnte, da dieser Cûdesch seit 1880 ausser Gebrauch ist, nicht mehr näher eruiert werden.

Doch besitzen wir durch die gleiche Vermittlung ebenfalls aus dem Münstertal einige einfache hölzerne Milchtafeln, jetzt durch Schiefertafel und Griffel verdrängt, auf denen die gelieferten Milchmasse ebenfalls mit Kreide zur Verrechnung aufgetragen wurden. Die Zeichen, die wohl sicher auch für den Cûdesch galten, sind hier:

X	=	10	Liter	resp.	Mass,
V	=	5	"	"	"
I	=	1	"	"	"
—	=	1/2	"	"	"
O	=	1/4	"	"	"

Es sind dies also die Bauernzahlen, die nach Verworn¹⁾ in der hier gebrauchten Form I V X uralt sind und schon auf paläolithischen Kerbknochen des Aurignacien vorkommen, also nicht etwa nur leichthin von römischen Zahlen abzuleiten sind. Sie kommen in abgelegenen Gegenden noch vor und sind auch nach Gmür²⁾ vielleicht viel älter als römisch und als autochthon anzusehen. Auch aus diesem Grunde mag diese mir bisher unbekannt Form eines Holzdokuments hier im Zusammenhang mit den eigentlichen Tesseln aufgeführt werden.

Eine ebenfalls zur Milchverrechnung verwendete Tessel, ein richtiges Kerbholz, fand ich zu meiner grossen Überraschung in einem im übrigen durchaus modernen Hôtelbetrieb in Soglio, Bergell. Es ist dies ein ca. 25 cm langes gerades, einfaches und noch berindetes Zweigstück, welches median in zwei Hälften geteilt ist. (Taf. I, Fig. 3.) Für jeden dem Hôtel gelieferten Liter Milch wird über beide Hälften der Tessel eine Kerbe geschnitten; die eine Hälfte des Kerbholzes bleibt im Besitz des Lieferanten, die andere in demjenigen des Hôtels. Zu bestimmten Zeiten wird durch Zusammenlegen beider genau passenden Hälften abgerechnet, wobei jeder Betrug absolut ausgeschaltet ist, da die beidseitigen Kerbenhälften

¹⁾ VERWORN, Die Anfänge des Zählens. Correspondenzbl. der Ges. f. Anthropologie, Ethnol. und Urgesch. 42, 1911. p. 53 ff. — ²⁾ L. c. S. 53. —

stimmen müssen. So hat sich hier, wie übrigens in verschiedenen Gegenden Frankreichs bei den Bäckern, in Wien bei Verrechnung der städtischen Schneefuhren der uralte Gebrauch der Tessel statt schriftlicher Aufzeichnung erhalten.

Im Übrigen scheint der Gebrauch der Tesseln auch im Kanton Graubünden so ziemlich verschwunden zu sein. Ob die von Stebler¹⁾ beschriebenen kunstvoll geschnitzten Tesseln von Lugnetz noch im Gebrauch sind, ist mir unbekannt. Im Val Calanca wurden nach Aussage des Gemeindepräsidenten Denicola von Augio bis vor ca. 30 Jahren noch Milchtesseln „tessera's“ auf den Alpen gebraucht.

Steinlampen.

Für eine zweite archaistische Gruppe von Geräten, deren Wurzeln ebenfalls bis ins Paläolithicum reichen, die Steinlampen, gelang es ebenfalls, aus den Kantonen Wallis, Graubünden und Tessin neues Material beizubringen. Im Tessin, wo die Bearbeitung des Specksteins früher in San Carlo bei Peccia in der daher sogenannten Lavizzara eine grosse Rolle spielte, sind auffallenderweise Steinlampen äusserst selten. Ich konnte trotz lebhafter Nachfrage nur in Fusio, Lavizzara, in einem alten seit ca. 80 Jahren nicht mehr bewohnten Hause eine solche finden. Sie ist völlig abweichend in der Form von allen andern Steinlampen, indem in der Mitte eines runden tellerartigen Gefässes von 22 cm Durchmesser mit 4 cm hohen Rändern ein kleiner Lampenkörper in Becherform steht (Höhe 5 cm, oberer Durchmesser 5 cm) mit einer Ausbuchtung von 1½ cm Tiefe, auf deren Grund wie bei vielen Walliser Steinlampen eine kleine Delle angebracht ist. Der tellerförmige Raum um die eigentliche Lampe diente hier wohl wie bei manchen unserer früher gebrauchten Lichtstöcke dazu, etwaige vom Brennkörper aus drohende Feuergefahr zu verhindern. Die Lampe ist sehr sorgfältig aus Speckstein gearbeitet. (Taf. II, Fig. 1.)

Unter den im Wallis und Bünden gesammelten Steinlampen finden sich wieder mehrere völlig neue Typen. Die ersteren stammen aus dem Val d'Anniviers und dem Lötschentäl. Die durch ihren in den Kultus übergegangenen Gebrauch interessanteste und wohl auch altertümlichste, aus der Chapelle

¹⁾ G. STEBLER, Die Hauszeichen und Tesseln der Schweiz. Schweiz. Archiv f. Volkskunde Jahrg. 1911 (1907) S. 165.

de St. Théodule aus Grimenz stammende, ist in meiner früheren Arbeit schon erwähnt worden.¹⁾ Sie diente, resp. das Fett, mit dem sie beschickt war, nicht zur Beleuchtung der Kapelle, in der sie stand, sondern ausschliesslich als Heilmittel, auch in Fällen, wo ärztliche Behandlung versagte. Wie ich in Grimenz erfuhr, wurde dieses Fett von Erwachsenen und Kindern mit angeblich bestem Erfolge speziell bei Hautaffektionen angewandt!

Diese Lampe wurde ca. 1857 der Chapelle de St. Théodule von einer angesehenen Familie, die sie vorher im Hause gebraucht hatte, als Stiftung geschenkt und beim Abbruch der alten Kapelle in die neue gebracht; sie gehörte, wie die Kapelle selbst, 50 „Sociétaires“, ohne deren Einwilligung die Abtretung an mich nicht erfolgen durfte. Diese schliesslich also nur noch kultisch-medizinisch verwendete Lampe zeigt aber noch andere Eigentümlichkeiten, die sie von andern mir bekannten Steinlampen unterscheiden. Es ist eine 7—8 cm dicke, irregulär viereckige (26×21 cm) Platte aus Speckstein, die auf der Oberfläche eine runde napfförmige, für den Docht versehene Höhlung (Durchmesser 10 cm, Tiefe 2½ cm) aufweist, die die eigentliche Lampe darstellt und im Zentrum eine kleine Delle hat. Beidseits davon befinden sich noch zwei kleine napfförmige Vertiefungen von 3½—5 cm Durchmesser bei 2 cm Tiefe ohne Einschnitte für den Docht, eine ebensolche Vertiefung weist auch die Unterfläche des Steines auf. Letztere scheint auch als Lampe gebraucht worden zu sein, denn sie hat eine zentrale Delle, sowie eine Rinne für den Docht. Diese kleinen Näpfe unterscheiden sich in keiner Weise von den bekannten Schalen der Schalensteine, wie sie sich z. B. auf der nahen prähistorischen Megalithengruppe von Pirra Martira oder den Schalen der berühmten Pierre des Sauvages bei St. Luc finden. Der Stein mahnt also sehr an einen von Reber²⁾ beschriebenen einzelnen, der prähistorischen Schalensteingruppe von Pirra Martira angehörigen Schalensteinblock (Dimensionen 80×25 cm, Dicke 10 cm), der ebenfalls auf Ober- und Unterseite je eine Schale aufweist und ähnliche von Rau³⁾ beschriebene prähistorische Steine aus Nord-Amerika. (Taf. I, Fig. 4 u. 5.)

¹⁾ L. c. S. 316. — ²⁾ B. REBER, Die vorhistorischen Denkmäler im Eufischtal (Wallis). Arch. f. Anthropol. Bd. XXI (1892—93) S. 318. — ³⁾ CH. RAU, Observations on cup-shaped and other lapidarian sculptures in the old world and in America. U. S. Geograph. and Geolog. Survey of the Rocky Mountain Region, Washington (1887) p. 43 ff. fig. 35 u. 36.

Es erscheint deshalb nicht unwahrscheinlich, dass diese Lampe von Grimenz, wie die von uns früher beschriebene von Tourbillon in der Tat ein prähistorischer alter Schalenstein ist, der vor langer Zeit — die Patina des eigentlichen Lampenapfes zeigt von derjenigen der auch mehr irregulär runden Schalen keine Differenz — als Lampe zurecht gemacht wurde, und wer weiss, ob nicht die ganz ungewöhnliche kultisch-medizinische Bedeutung dieser sicher uralten Steinlampe noch, den Besitzern unbewusst, auf solch altem Zusammenhang beruht, und der Schalenstein in die Kapelle des Ortsheiligen wanderte, analog wie der grosse Schalensteinblock von St. Luc oder ein Menhir der Bretagne sekundär mit dem christlichen Kreuz versehen wurde.

Dass das schon prähistorische Hausgerät der Steinlampe wie im Val d'Anniviers — auch in St. Jean bei Grimenz sah ich eine Steinlampe in der Kapelle — so auch im Lötschental zuletzt, nachdem es im häuslichen Leben obsolet geworden, noch im Kultgebrauche weiter lebt, habe ich schon früher hervorgehoben.

Eine andere Steinlampe von Grimenz in Form eines fast zylindrischen massiven Stückes Speckstein, das oben eine flache von einer zirkulären Rinne umgebene Schale, sowie seitlich einen henkelartigen Fortsatz zeigt, wurde, wie ein 91-jähriger Mann in Grimenz mitteilt, der sich noch aus seiner Jugend an den Gebrauch erinnert, von den Bergleuten der seinerzeit im Val d'Anniviers betriebenen Minen gebraucht. Sie wurde mit Nuss- oder Hanföl beschickt, in dem ein Docht aus Leinwand oder Hanf brannte; es scheint, dass schon ein grosser Konservatismus in der Verwendung von Stein für Lampen nötig war, um ein so unhandliches schweres Gerät aus Speckstein herzustellen und zu benützen. (Taf. II, Fig. 2.)

Noch eine weitere neue Form erhielt ich aus dem Val d'Anniviers (Grimenz), eine sanduhrförmig gestaltete (Höhe 12 cm, Durchmesser des Napfs 7 cm, Umfang des Fusses 40 cm), der obere Teil napf- oder kelchförmig ausgehöhlt, der untere Teil solid, ferner einige runde flach schalenförmige Lampen (Durchmesser bis 17 cm), die in der Mitte der Vertiefung eine kleine Delle haben. (Taf. II, Fig. 3.) Die Lampenformen, deren Mannigfaltigkeit überrascht, sollen früher je nach den Familien, in denen sie gebrannt wurden, verschieden gewesen sein, damit sie leicht zu erkennen wären.

Auch aus dem Lötschental kamen mir wieder neue Formen zu; die eine aus Blatten mit der Jahrzahl 1640, die andere enthielt noch Unschlitt und Docht und soll noch vor 3—4 Jahren gebraucht worden sein. Eigentümlich geformt sind zwei kelchförmige Lampen aus dunklem Speckstein aus Ferden. Bei der einen mit der Jahrzahl 1651 trägt eine sechseckige Säule mit irregulär geformtem Fuss eine Art vierkantigen Kelch. (Höhe der grössern 13 cm, Durchmesser 6 cm). Beide erinnern an gothische Formen. Eine kleine weitere, ebenfalls aus dem Lötschental von spitzovaler Form, ähnlich gewissen Eisenlämpchen, zeigt auf der Aussenfläche einfache lineare Ornamente. (Taf. II, Fig. 4.) In einigen Kapellen im Lötschental soll angeblich nicht mehr wie früher Butter gebrannt werden, sondern nur hiezu gestiftete Wachskerzen.

Endlich kamen unserer Sammlung für Völkerkunde in Basel durch Frl. Weis, welche im Binnental altes Kulturgut sammelte, etwa 20 Stück Steinlampen zu, worunter einige sehr grosse und primitive Formen. Die Beschreibung derselben wird sich Frl. Weis selbst vorbehalten.

Im Graubünden gelang es mir trotz vielfachen Nachfragen im Engadin, Oberhalbstein, Hinterrhein, Misox und Calancatal, nur aus dem Oberengadin, aus dem Fextal und von Silvaplana, 2 kleine Steinlämpchen aufzufinden. Überall sonst waren sie unbekannt, wenn auch wie im Calancatal der tägliche Gebrauch von Laveztöpfen als Kochgeschirr noch fast in jedem Haus zu finden ist.

Diese Engadinerlämpchen sind kleine trogartige Specksteinlämpchen, „Glüsch“ genannt, von wenigen Zentimetern Länge und Breite. Sie wurden früher als Lämpchen verwendet in grossen hölzernen Hauslaternen zum Ausgang nachts oder auch im Hause. Sie sind aber seit langen Jahren obsolet geworden. *) (Taf. II, Fig. 5.)

Wieder ganz neue Typen erhielt ich durch freundliche Vermittlung von Herrn Dr. Tramêr aus St. Maria im Münsterthal. Zwei derselben „téäl“ genannt, sind eine Art steinerne Lichtstöcke in Form achtseitig fassettierter konischer Säulen von bis 26 cm Höhe und einer Basisfläche von 11 : 9¹/₂, resp. 8 : 9 cm. Eine dritte ist mehr kegelförmig mit dünner Mitte

*) Anmerkung. Wie ich einer freundlichen Mitteilung von Herrn Prof. E. Hoffmann-Krayer entnehme, hat Frl. Goldstein unlängst auch im Tavetsch Steinlampen in rechteckiger Trogform gesehen.

und Ausladung unten und oben. Alle 3 sind auf ihrer oberen Seite 0,5—1 cm tief ausgehöhlt zur Aufnahme des Brennmaterials (Fett) und des Doctes. Die eine enthielt eine harzige Masse. (Taf. III, Fig. 1 c—e.) Diese Lampen dienten früher, auf den Tisch gestellt, den Spinnerinnen zur Beleuchtung, wurden aber seit langer Zeit nicht mehr gebraucht. Sie wurden aus dem Tirol importiert und aus „Laaser Marmor“ gefertigt. Herr Prof. Preiswerk hatte die Güte, das Material zu analysieren und als Gipsdolomit zu bestimmen. Zwei weitere kleine Lampen aus demselben Material gefertigt, von irregulär rechteckiger oder rundlicher Form, oben ausgehöhlt (Länge 12 resp. 5¹/₂, Breite 9 resp. 5, Höhe 7¹/₂ resp. 2¹/₂ cm) sollen in St. Maria gefertigt worden sein. (Taf. III, Fig. 1 a—b.) Triasischer Gipsdolomit kommt nach der geologischen Karte in der Umgebung dieses Ortes vor. Diese kleinen Lampen wurden s. Z. auch, wie die Oberengadiner in hölzerne Laternen gestellt und mit Fett und Docht versehen.

Diese Münstertalerlampen sind als einzige der von mir gesammelten Steinlampen nicht aus einem der Specksteingruppe angehörenden Material hergestellt.

Von grossem Interesse war mir endlich eine mir zugekommene freundliche Mitteilung von Herrn Pfarrer L. Gerster in Kappelen, in der er mich aufmerksam machte auf eine von ihm 1900 in Gadmen erhaltene Steinlampe, die er s. Z. dem Berner Historischen Museum geschenkt hatte. Herr Direktor Wegeli war so freundlich, mir das seltene Stück zur Untersuchung zuzusenden; beiden Herren sei hier der beste Dank gesagt. Die Fundumstände sind folgende: im genannten Jahre fand ein Äpler Namens Huber-Meyer beim Graben der Fundamentierung einer neuen Sennhütte auf der Alp Wenden bei Gadmen tief im völlig unberührten Schotter einen „Stein“, der ihm sofort auffiel und den er an Ort und Stelle Herrn Pfarrer Gerster verkaufte, der das Stück sofort als Steinlampe erkannte. Andere Fundstücke scheinen nicht konstatiert worden zu sein.

Diese Steinlampe (Taf. III, Fig. 3) ist eiförmig, vorn stumpf gekielt. Das Lampengefäss zur Aufnahme des Fettes spitz-oval mit einem 1—2 cm dicken, an verschiedenen Stellen defekten Rand. Für den Docht keine besondere Rinne angedeutet, auch keine zentrale Delle im Innern. Hinten ein klumpiger, auf der Unterseite gekielter Handgriff; der Boden

der ca. 3 cm tiefen Lampe flach, alles aus einem Stück Stein in ziemlich roher Arbeit hergestellt. Die Totallänge mit dem Griff ist 12 cm, die grösste Breite $8\frac{1}{2}$ cm, die Höhe $4\frac{1}{2}$ cm. Diese Lampe gleicht in ihrer Form von den mir bekannten Steinlampen (unsere Sammlung besitzt über 40 Stück solcher) am meisten einer von mir im Lötschental gefundenen (Taf. II, Fig. 4), noch weit mehr aber der dem Magdalénien angehörigen Lampe von La Mouthe, Dordogne; auch die Dimensionen sind nicht sehr verschieden, indem die letztere 17 cm lang ist bei 12 cm Breite und 4 cm Höhe; nur ist hier der Griff an der Spitze des ebenfalls eiförmigen Lampengefässes angebracht. Da die Deutung dieses Fundes etwas rätselhaft ist — es ist meines Wissens die einzige Steinlampe, die nördlich der mittleren Alpenkette gefunden wurde —, so erschien es von besonderem Interesse, ob etwa durch genaue Analogie des Materials etwas über die Provenienz des Stückes, ob an Ort und Stelle gearbeitet, oder von aussen importiert, zu erfahren wäre. Die Herren Prof. H. Preiswerk und cand. geol. H. Tschopp im mineralogischen Institut in Basel hatten die grosse Freundlichkeit, wofür ihnen hiemit bestens gedankt sei, sich der Frage anzunehmen und ich gebe hier unverkürzt das Gutachten, welches Herr Tschopp darüber verfasst hat:

„Das Material, aus dem das Stück gearbeitet ist, ist ein typischer Giltstein mit vielem Gehalt an Breunerit (eisenhaltiger Magnesit). Wie ich aus H. Baltzer's Beiträgen zur geol. Karte der Schweiz: „Das Aarmassiv nebst einem Teil des Gotthardmassivs“ Jhg. XXIV, 4 Bern 1888, entnehme, erscheinen Giltsteine als untergeordnete Lager an der inneren Grenze eines Hornblende-Schieferzuges, der sich vom Zäsenberg in nordöstlicher Richtung über den Scholau und Rotlauiberg nach der Sustenalp und weiter zieht.

Für Ihren Fund kämen vor allem die beiden Giltsteinvorkommen von der Scholau und Rotlau in Betracht.

Nach Baltzer findet sich am Scholauiberg südöstlich von Guttannen ein alter Giltsteinbruch. Dieses Vorkommen setzt sich in das des Rotlauiberges fort. Es wäre nun sehr leicht möglich, dass sich im Hornblendenschieferzug, der sich vom Rotlauiberg weiter durch den Winterberg und die Tierberge nach dem Sustenhorn zieht, weitere bis jetzt noch unbekannte Giltsteinvorkommen finden. Ihr Material wäre dann

durch die Moränen und Schmelzwässer des Steinlimmi- und Triftgletschers ins Tal von Gadmen selbst geführt worden. Ebenso wahrscheinlich aber ist, dass das Giltsteinmaterial aus dem Guttannental importiert wurde. Das Giltsteinvorkommen der Sustenalp kann weniger in Betracht kommen, da der Wallenbühlgletscher Schutt und Moränenmaterial ins Göschenental hinunter verfrachtet. Immerhin fand auch hier früher Ausbeutung statt.“

Es scheint demnach, dass fremder Import des interessanten Stückes, welches wohl bei der Tiefe der Fundstelle unter der Oberfläche sicher als prähistorisch anzusehen ist — eine genauere Fixierung der Periode ist beim Mangel anderer Fundobjekte unmöglich — nicht anzunehmen ist, sondern dass die Lampe an Ort und Stelle oder doch in der nähern Umgebung hergestellt wurde.

Im Anschluss an die Specksteinlampen sei noch Einiges über die frühere Bearbeitung des Lavezsteins gesagt. J. Scheuchzer,¹⁾ der in seinem helvetischen Reisewerke im Anfang des 18. Jahrhunderts eine vortreffliche Beschreibung der Technik der mit Mühlenrädern betriebenen Beschreibung des Lavezsteins gibt, nennt von Orten in der Schweiz, wo diese Industrie betrieben wurde: Chiavenna, Plurs, das Malencotal, das Veltin und das Verzascatal. Die Lavizzara wird merkwürdigerweise nicht genannt. Er zitiert dabei folgende Verse von Fr. Niger, Descript. Rhät.

„Compexi mira tornarier arte
Hic lapides, fierique cavos atque inde parari
Vasa ministeriis, humanisque usibus apta
Præsertim cibus accommodo rite coquendis.“

Auf eine interessante Bearbeitung der Lavezindustrie in der Schweiz bei Walser²⁾ wurde ich von Herrn Dr. Fr. Fankhauser aufmerksam gemacht. Auch v. Bonstetten³⁾ erwähnt dieselbe im Pecciatal.

Als gefertigte Gefässe werden aufgeführt Töpfe verschiedener Art, speziell Kochtöpfe und Schreibzeuge. Von Lampen wird nirgends Erwähnung getan, was wohl darin seine Erklärung findet, dass diese uralten Geräte der Alpenbewohner

¹⁾ J. J. SCHEUCHZER, *Itinera per Helvetiae alpinas regiones*. Lugd. Batav. 1723, p. 103 ff. Tab. IX.

²⁾ F. WALSER, *Schweizer Geographie*, Zürich 1770, p. 91, § 30. —

³⁾ V. v. BONSTETTEN, *Neue Schriften*. Dritter Teil, 1800, S. 192.

nicht fabrikmässig, sondern jeweilen von den Benützern selbst hergestellt werden.

Ausser den genannten Orten bestanden aber noch, wie ich mich an Ort und Stelle überzeugen konnte, noch mancherorts kleine Lavezfabriken im Calancatal, so oberhalb Rossa und Cauco, wo mit Betrieb durch kleine Mühlen bis vor ca. 100 Jahren Kochtöpfe gemacht wurden. Im Calancatal ist der Gebrauch von Kochtöpfen aus Lavez noch allgemein und da seit dem Krieg der Bezug durch die Händler aus dem Malencotal, wo gegenwärtig allein noch diese Industrie betrieben wird, abgeschnitten ist, sind die Leute bei Bedarf neuer Töpfe in arger Verlegenheit.

Ein Hauptzentrum der Lavezindustrie war früher die daher genannte Lavizzara, der oberste Teil des Maggiatales, speziell Peccia und Umgebung. Aber auch die wohl zuletzt vor 20—25 Jahren noch betriebenen kleinen Fabriken von San Carlo bei Peccia sind verlassen und zerfallen. Wie geschickt diese Steine bearbeitet wurden, zeigt ein in einem alten Hause von Caveragno bei Bignasco erworbener riesiger Laveztopf, der jetzt zur Aufbewahrung von Butter und Salz verwendet wurde. Das runde Gefäss hat 40 cm Durchmesser bei 20 cm Höhe. (Taf. III, Fig. 3.)

Kerzen aus gerollter Birkenrinde.

Neben den besprochenen Steinlampen sind ein anderes interessantes Beleuchtungsmittel, dessen Stammbaum wir bis zu den Pfahlhütten der Neolithik zurückführen können, die ebenfalls in meiner früheren Mitteilung schon erwähnten Kerzen und Fackeln aus Birkenrinde.¹⁾

Ich hatte damals auf die im Landesmuseum befindlichen, aus dem Pfahlbau Schötz stammenden — unsere Basler Sammlung besitzt auch solche — etwa fingerdicken Bündel von zusammengerollter Birkenrinde hingewiesen, deren Bedeutung völlig unklar war, bis Abbé Breuil den ethnographischen Schlüssel ihrer Erklärung brachte, indem er solche Rindenrollen in abgelegenen Teilen Spaniens als Kerzen im Gebrauch gesehen hatte. Ebenso kannte sie Herr Dozent Dr. Bassalik in Basel, der sie s. Z. in der Provinz Posen noch brennen sah.

Es war mir nun von Interesse, zumal nach einer Zuschrift von Herrn Dr. Brockmann in Zürich, in der er mir

¹⁾ L. c. S. 323.

schrieb, er hätte bei Premana, östlich Dervia am Comersee, von Frauen gehört, dass die häufig von den Birken geschälte Rinde zur Beleuchtung diene, nachzuforschen, ob sich nicht auch in der Schweiz diese Pfahlbaurelikte noch nachweisen liessen. Hier schien der Kanton Tessin am meisten zu versprechen, der ethnographisch noch weniger exploriert, ältestes Kulturgut noch erwarten liess, und dessen grosse Birkenwälder, die sich vielfach über den Kastaniengürtel der Berge hinziehen, wie im Maggiatal und seinen Seitentälern reichlich das Material zu unserem gesuchten Objekt liefern konnten. In der Tat fand ich bei meinem ersten Vorstoss im April 1917 in Brontallo bei Bignasco solche Birkenkerzen, die, wie man mir sagte, auf den Alpen noch im Gebrauch seien zur Beleuchtung der Hütten und besonders als Fackeln bei nächtlichen Gängen. Man findet auch in den Berghäuschen jener Gegend öfters neben dem Herd grössere Mengen flacher und spontan gerollter Birkenrindenstücke aufgehäuft, die mit heller Flamme brennend, wie früher bei uns der Kienspan, zur Entzündung des Herdfeuers dienen.

Im Bavonatal waren diese „dörbja“, wie sie im Dialekt heissen, wohlbekannt und eine Frau verfertigte mir sofort am Wege zwei solcher Kerzen, indem sie auf eine junge Birke stieg und mit ihrem Messer durch Zirkularschnitt nur die äusserste weisse Rindenschicht ca. 20 cm weit löste. Dieses abgeschälte viereckige Rindenstück rollte sie dann, an einer Ecke angefangen, auf dem Knie auf, ähnlich wie man den Deckel einer Sardinienbüchse mit dem Schlüssel aufrollt und zwar so, dass die weisse Schicht der Rinde nach innen und die abgelöste feuchte hellgelbe innere Seite nach aussen zu liegen kam. Zuletzt wurde ein kurzes, mit Widerhaken versehenes Zweigstück mit dem Messer quer durch diese „Kerze“ durchgesteckt, um das Aufrollen zu verhindern. Nach drei Tagen Trocknung soll sie dann gebrauchsbereit sein.

Sie werden im Bavonatal nur noch auf den Alpen gebraucht, besonders als Fackeln, auch die Kinder brennen sie „per divertimento“. In der obern Lavizzara, wo übrigens auch viel weniger Birken wachsen, sind sie obsolet geworden, ebenso im Rovana- und Boscotal. Immerhin berichtete in Cerentino eine alte Frau, dass sie sich gut erinnere, dass man in ihrer Jugend erzählte, wie, jetzt etwa vor 100 Jahren, die jungen Burschen Birkenkerzen als Fackeln brauchten, um

Nachts ihre Mädchen auf den Alpen zu besuchen. Das Vorkommen dieser Birkenkerzen, früher wohl weiter verbreitet, scheint jetzt nur noch ganz lokalisiert nachweisbar. In Brissago waren sie nicht nachweisbar, am Ostufer des Lago maggiore in Gerra erzählte mir die Frau des Sindaco, wie noch vor 22 Jahren am Karsamstag Birkenkerzen vom Pfarrer geweiht wurden, die dann von den Frauen und Mädchen an diesem Tage angezündet wurden, also auch wieder die bekannte ethnographische Tatsache, die wir auch bei den Steinlampen bestätigt fanden, dass Objekte des täglichen Gebrauches, wenn sie im Verschwinden begriffen sind, mit kultischer Bedeutung oder auch etwa als Kinderspielzeug weiter leben. In Indemini oberhalb Gerra wurden sie früher, als Fackeln, „scürbi“ genannt, verwendet. Ebenso am Monte Ceneri, wo ich durch Vermittlung von Herrn cand. med. Huber, den ich gebeten hatte, während seines Militärdienstes der Sache nachzugehen, aus Rivera Bironico eine Anzahl erhielt. Sie sollen dort noch vor 10—12 Jahren in Verwendung gestanden haben. Sie dienten in ganzen Rollen, neben dem Herd gelagert, zum Anzünden des Feuers, wie zum Gang in Keller und Haus.

Im Locarnesischen werden die Birkenkerzen nach mir gemachten Aussagen noch gebraucht, wenn auch früher mehr als jetzt, in der Gegend von Arcegno, zumal auf den Bergen. In Losone und Locarno-Minusio sollen sie als Fackeln besonders bei Prozessionen noch vor 50—60 Jahren gebräuchlich gewesen sein. Dasselbe gilt von Pedemoute und im Anfang des Centovalli, wo nur alte Leute eine vorgewiesene „dörbi“ sofort als solche erkannten. Im vordern Verzascatal war sie unbekannt, in Lavertezzo sagte ein älterer Mann, auf den Bergen würden sie noch verwendet und im Hintergrund des Tales in Brione erhielt ich sofort eine richtige „dörbja“, wie sie als Fackeln von den „paesani dei monti“ heute noch gemacht werden. Charakteristisch war oft bei diesen Nachfragen, die ich in jedem Dorf bis zum letzten Dörfchen Sonogno anstellte, wie an einzelnen Orten ältere Leute die „dörbja“ sofort als solche erkannten, während sie — wie übrigens auch im Locarnesischen — im nächsten Dorfe ganz unbekannt waren und von einzelnen Befragten als Cigarren angesehen wurden! In der Gegend von Brione-Verzasca zeigten auch manche Birken die Abschälung der äusseren Rinde.

Im Südtessin, woher ich durch Herrn P. Fontana einige vom Monte Generoso erhielt, leben sie nur noch als Kinderspielzeug. Bei diesen und nur bei diesen war die weisse Rindenschicht nach aussen gekehrt. Im Misox fand ich sie am Eingang des Calancatales in Busen, wo 50—60 lange Birkenfackeln des Nachts noch gebraucht werden; in Grono verfertigte mir ein Knabe einige, wie sie die Äpler auf dem Berge noch brauchen. Dieselben sind mehr konisch als zylindrisch geformt. (Taf. IV, Fig. e.) Im obern Misox scheinen sie unbekannt zu sein, ebenfalls im Hinterrheintal. Merkwürdig ist, dass in dem volkskundlich so konservativen Vorderrheintal trotz starker dortiger Verbreitung der Birke, die Birkenfackeln in der ganzen Gegend von der Oberalp bis Brigels, wie mir ein so kundiger Beobachter wie Herr Pater Dr. Hager in Disentis schreibt, völlig unbekannt sind und es zweifellos immer waren, indem bei dem konservativen Charakter der Gegend sich sonst gewiss Reste erhalten hätten.

Aus dem Wallis kenne ich über Gebrauch von Birkenrinde zu Leuchtzwecken nur eine mir freundlichst zugekommene schriftliche Mitteilung von Herrn Prof. E. Wilczek in Lausanne, dem 1915 sein Führer in Zermatt ein langes Stück Birkenrinde zeigte, welches zum Anzünden des Feuers diente. Aus dem Lötschental erzählte mir, leider nicht an Ort und Stelle, sondern in Basel, eine Frau aus Ferden, dass früher bei Prozessionen Kerzen gebraucht wurden, bei denen um einen zentralen Draht Birkenrinde gewickelt wurde und das Ganze mit Fett ausgegossen und mit Docht versehen. Diese Kerzen waren angeblich ca. $\frac{1}{2}$ m lang und ziemlich dick und wurden auch auf den Alpen gebraucht. Es wäre sehr erwünscht, an Ort und Stelle und überhaupt im Wallis und der ganzen Schweiz, speziell im Alpengebiet, noch genauere Umschau nach diesem Relikt einer Ur-Ethnographie zu halten.

Ausserhalb der Schweiz sind die Birkenkerzen nachgewiesen in Spanien und Polen. Auffallend wäre, wenn sie sich bewahrheitete, die Angabe eines Mannes im Calancatal, er hätte seinerzeit bei den Pompiers in Paris Fackeln aus Birkenrinde gesehen, die nachts bei Wind und Sturm gut gebrannt hätten. Von Interesse ist die Angabe eines österreichischen Feldwebels,¹⁾ sie hätten bei Görz die Schützengräben und

¹⁾ Briefliche Mitteilung meines Sohnes, Ingenieur E. Rütimyer, z. Z. in Kärnten, den ich ersuchte, in Kärnten, wo sie unbekannt zu sein scheinen, nach Birkenkerzen sich umzusehen.

Unterstände allgemein mit Birkenkerzen beleuchtet, deren Leuchtkraft sehr gerühmt wurde. Aus welcher Gegend die Soldaten stammten, die hiezu die Anregung gaben, war leider nicht zu erfahren. Unlängst sind mir auch Birkenkerzen zugekommen durch den Lappenforscher Konietzko, den ich gebeten hatte, bei seinen ethnographischen Reisen in finnisch, russisch, schwedisch und norwegisch Lappland danach zu forschen. Obschon er erst versichert hatte, dieselben seien dort unbekannt, gelang es ihm doch, in Herbergsdalen in Nord-Jämtland, schwedisch Lappland, einige Stücke, (Länge 15—24 cm, Umfang $8\frac{1}{2}$ —11 cm) zu finden. Sie wurden dort noch vor ca. 20—25 Jahren zur Beleuchtung der Hütten gebraucht, sind aber jetzt obsolet geworden. Sie sind ähnlich angefertigt wie die schweizerischen, die weisse Rindenschicht nach innen gekehrt, doch gleichen sie in der Art der dichten konzentrischen, weniger spiraligen Rollung noch mehr den prähistorischen Birkenkerzen als unsere modern tessinischen.

Von aussereuropäischem Vorkommen ist mir nur eine Notiz von Herrn Dr. Th. Schneider¹⁾ bekannt, der 1856 von einer Reise zu den Chippewai-Indianern sagt: „Die Rinde der Birke dient dem Indianer ausschliesslich als Dach seines Wigwams, zu Trink- und Essgeschirren und als wohlriechende Fackel in dunkler Nacht“, sowie: „eine grosse hellbrennende in den Boden gesteckte Fackel von Birkenrinde leuchtete uns zu unserm Nachtmal.“

Es ist wohl zweifellos, dass bei näherer Umschau auch aus andern aussereuropäischen Ländern, ich denke vor allen an Sibirien, diese Fackeln noch würden nachweisbar sein.

Nach tunlichster Feststellung des heutigen Vorkommens von Birkenkerzen in der Schweiz suchte ich mich auch über deren prähistorische Verbreitung in schweizerischen Pfahlbauten zu informieren.

Von den ca. 8—10 cm langen und stark fingerdicken Rollen von Birkenrinden aus den neolithischen Pfahlbauten von Schötz im Wauwiler Moos war oben schon die Rede. Von grossem Interesse war mir dann, in der prähistorischen Sammlung des Berner historischen Museums ein Glas zu sehen mit der Aufschrift: „Birkenrindenrollen vom Burgäschisee“. Herr Direktor Wegeli gab in freundlichster Weise die Er-

¹⁾ Aus dem Leben von Dr. Th. SCHNEIDER, als Manuskript gedruckt, Basel 1902, S. 52 u. 55.

laubnis, diese Rollen etwas näher zu untersuchen und zu photographieren, wobei es keinem Zweifel unterliegen konnte, dass wir es auch hier mit solchen „dörbja“ jenes neolithischen Pfahlbaus zu tun haben. Die in Formalin aufbewahrten Rollen waren ungleich besser erhalten in ihrer Rindenstruktur als die etwas unansehnlich gewordenen, trocken aufbewahrten in Zürich und Basel. Auch war deutlich die weisse Rindenseite nach innen gerollt. Auffallend waren besonders zwei Stücke, von denen das eine, 19 cm lang, den Schluss der etwas spiraligen Rollung noch intakt zeigte, wie es sich ca. 5 cm weit konisch verjüngte, wohl zweifellos hier zum Anzünden bestimmt, etwas ähnlich unserer Birkenkerze von Grono, sowie eine 11 cm lange ca. 5 cm breite „Doppelkerze“, bei der zwei kleine fingerdicke Rindenrollen nebeneinanderliegen und von einer gemeinsamen Rindenhülle umgeben waren. Andere Stücke waren nur 6—11 cm lang.

Bei Pfahlbaugrabungen im Bielersee, welche von Herrn Dr. v. Fellenberg anfangs der 1870^{er} Jahre vorgenommen wurden, fanden sich, wie mir Herr Dr. Engelmann, der dabei war, mitteilt, stellenweise ganze Haufen von Birkenrinde, also genau wie wir dies heute neben den Tessinerherdstellen noch sehen. Diese Stücke sind leider, wie mir neulich eine durch die Freundlichkeit des Konservators, Herrn Dr. Tschumi, ermöglichte Durchsicht aller alten Pfahlbau-Doubletten und Restbestände im Berner Museum zu konstatieren ermöglichte, abhanden gekommen.

Auch in andern Pfahlbauten wurden solche Rollen gefunden, blieben aber unbeachtet, so auch jüngst bei einer bei Anlass der schweiz. Naturforscherversammlung in Robenhausen im September 1917 vorgenommenen Grabung. Nachträglich teilte mir auch Herr Messikommer, den ich auf die Bedeutung dieser Objekte aufmerksam machte, mit, dass bei den früher von seinem Vater zusammengestellten Dutzenden von Kollektionen von Sämereien und Früchten aus Robenhausen jeweilen auch ein Stück zusammengerollter Birkenrinde mitgegeben wurde.

Auch im Pfahlbau Weiher bei Thayngen wurden, wie ich mich letzthin bei Anlass einer Exkursion dorthin überzeugen konnte, solche Rollen von ca. 10 cm Länge in grösserer Anzahl und in bester Erhaltung gefunden, auch hier die weisse Rindenseite nach innen gerollt. Dass dieselben zweifellos

wohl grösstenteils als Birkenkerzen anzusehen sind, bewies ein von Herrn Sulzberger gefundenes Stück, dessen eines Ende noch angekohlt war.

Kehren wir zu unserer rezenten Birkenkerze zurück, so variiert ihre Länge bei den von mir gesammelten Exemplaren von 10—87 cm, ihr Umfang von 6—12 cm, die letztern sind eben bei einem Umfang von 10—12 cm eigentliche Fackeln. Sie bestehen also nur aus Rinde ohne irgend eine andere brennbare Substanz und ohne Docht. Sie brennen mit heller Flamme und einem angenehmen, etwas aromatischen Geruch. Überall gerühmt wird die Widerstandsfähigkeit dieser Flamme auch bei starkem Wind.

Diese Brennbarkeit verdankt die Rinde, wie mir Herr Prof. C. Schröter freundlichst mitteilte, ihrem Gehalt an Betulin oder Birkenkampfer (10—12 %), auch ein ätherisches Öl, Birkenrindenöl (0,05 %) mit Palmitinsäure und einem Sesquiterpen ist darin enthalten. Wichtig ist nach Wiesner¹⁾ die Herstellung von Birkenteer oder Juchtenöl, wie es in Russland, Deutschland, Oesterreich erzeugt wird.

Die Birkenrinde ist überhaupt bekanntlich gerade für nördliche Völker von grösster wirtschaftlicher Bedeutung und hat gewiss, wie heute noch, auch den Pfahlbauern für verschiedene Zwecke gedient. Sie wird verwendet zum Dachdecken, zur Anfertigung von Geräten, Schachteln, Körben und Gefässen. Auch zum Flechten von Schuhen aus Birkenrinde wird sie gebraucht, wie dies Herr Dr. P. Sarasin mir aus dem Museum von Stockholm mitteilte, und es ist gewiss auch möglich, dass solche prähistorische Birkenrinde-Funde mit diesem Zwecke in Verbindung zu setzen sind. Ferner wird also, wie erwähnt, aus der Rinde Teer gewonnen, aus den Blättern Farbstoff für Wolle.²⁾

Endlich war es von Interesse, nachzusehen, was sich in der Literatur, speziell der ältern Tessinerliteratur, über den gegenwärtig so wenig bekannten oder vergessenen Gebrauch von Birkenkerzen finden lasse, wobei ich mich auch wieder der freundlichen Mithilfe des Herrn Dr. Fankhauser zu erfreuen hatte. Im Ganzen sind nur sehr spärliche Notizen

¹⁾ J. WIESNER, Die Rohstoffe des Pflanzenreiches. 1873, S. 493. —

²⁾ Vgl. KRAUSE, Die indogermanischen Namen der Birke und Buche in ihrer Beziehung zur Urgeschichte. Globus Bd. 62, 1892, S. 157.

zusammenzubringen. Von alten Autoren erwähnt Plinius¹⁾ für Gallien die Erzeugung von Birkenteer.

Die Benützung der Birkenrinde zum Anzünden des Feuers belegt eine Bemerkung von Lavizzari²⁾ aus dem Jahre 1853, der von einer Sennhütte am Camoghè sagt: „rischiarava quel augurio un fioco lume preparato con corteccia di betulla, per noi affatto nuovo, non usandone quegli alpiani altro migliore. Auch Schinz³⁾ sagt vom Tessin schon aus den 1780^{er} Jahren: „Von den Birken wurden lange Spalten geschnitten, wohl gedörst und auf den Alpen von den Sennen anstatt der Lichter zum Leuchten gebraucht.“

Wohl aber ist deutlich von Birkenfackeln die Rede bei A. Franzoni,⁴⁾ der in einer Stelle seines zwischen 1844—1882 redigierten Werkes über die insubrischen Phanerogamen von der Birke sagt: „Legno eccellente da fuoco. Colla corteccia si forma una specie di fiaccola che i contadini dicono lede, colle quali rompono le tenebre nella loro gite notturne nelle alpi e nelle loro capanne.“ Auch Pellandini⁵⁾ erwähnt Birkenkerzen aus der Gegend von Arbedo „derb“ genannt: „Corteccia di betulla accartocciata che serve di candele sui monti e sui pascoli alpini.“ So viel aus dem Kanton Tessin über unser Thema; aus andern schweizerischen Gebirgsgegenden konnte ich bis jetzt keine literarischen Nachweise finden. Es ist aber wohl zweifellos, dass dieses prähistorische Relikt auch anderwärts noch literarisch oder materiell nachzuweisen sein wird.

Kinderspielzeug.

Eine weitere Gruppe archaistischer Objekte und Formen bilden gewisse Kinderspielzeuge. Kinderspielzeug sollte überhaupt, wie früher schon betont, von der beschreibenden und vergleichenden Ethnographie weit mehr berücksichtigt werden, als dies meist geschieht, da in Kinderhand vielfach uralte Objekte weiterleben, die sonst nicht mehr oder in analoger Weise nur noch bei Naturvölkern zu finden sind. Im Folgenden soll es sich in Erweiterung meiner früheren Mitteilungen

¹⁾ PLINIUS, Natur. hist. lib. XVI cap. 18 sect. 30 § 75. ed. Sillig. Hamburg und Gotha 1853. — ²⁾ L. LAVIZZARI, Escursioni nel Cantone Ticino, Lugano 1859 p. 489. — ³⁾ L. c. p. 672. — ⁴⁾ A. FRANZONI, Le piante fanerogame della Svizzera insubrica. Neue Denkschriften der allg. schweiz. Ges. für die gesamten Naturwissenschaften. Bd. XXX p. 200—201. — ⁵⁾ V. PELLANDINI, Glossario del dialetto d'Arbedo. Boll. stor. della Svizzera ital. XVII—XVIII. 1895 bis 1896. p. 107.

nur um Spielzeugtiere, meist Kühe, Kälber, Ziegen etc. handeln. Die geographische Verbreitung dieser oft so überaus archaischen Spielzeugformen hat teils durch Zuschriften und Zusendungen von anderer Seite, teils durch eigene Nachforschungen, die ich im Alpengebiet machte, eine wesentliche Erweiterung erfahren.

So sandte mir Herr Architekt Schlatte r in St. Gallen, wenn ich schon „vorgeschrittenere“ Formen von Spielzeugtieren, die mit vier Beinen, Kopf und Schwänzen ausgestattet sind, hier weglasse, sehr primitive „Horechüeh“ [Hornkühe]genannte Spielzeugkühe von Braunwald und nur zweibeinige aus Appenzell. Interessant ist seine verdankenswerte Mitteilung, dass in einer Schrift über die Wiedertäufer in Appenzell aus den Jahren 1520—1530¹⁾ von solchen sich in jeder Beziehung kindisch geberdenden Leuten gesagt wird: „zuchend dannzapfen an der erden an einem Faden“, womit ja zweifellos Tannzapfen als Spielzeugkühe gemeint sind. Herr Prof. Pult²⁾ meldet aus dem Unterengadin Ziegen aus einem Stück Holz mit zwei Ästen; von Herrn Sprecher in Chur erhielt ich von der Alp Mädrigen bei Langwies, von Litzerütte, in den Jahren 1869—1870 verfertigte Spielzeugkühe aus Alpenrosenholz, die durchaus den Typen aus dem Val d'Hérens entsprechen. Herr Dr. Liebi in Zernez sandte Exemplare von Guarda; Herr Pfarrer Lauterburg in Saanen, den ich gebeten hatte, unter den dortigen Schulkindern nach solch primitivem Spielzeug Umschau zu halten, sandte mir weit über 100 Stücke: Kühe mit Muni, Rinder, Kälber. Kleine berindete Zweigstücklein mit zwei nach oben gehenden Zweigansätzen sind Ziegen, zwei Lärchenzapfen bezeichnen Schafe. Auch zwei Tannzapfen, als Kühe gebraucht, ohne weitere Zurichtung sind dabei, doch werden diese nur noch selten verwendet.

Die Kühe, soweit sie aus Holz geschnitzt sind, sind äusserst primitiv dargestellt, meist berindete, unten flache zylindrische Zweigstückchen oder Holzklötzchen, an der vordern Seite bezeichnet eine Zweiggabelung den Kopf mit den Hörnern, die bei den Kühen lateral, etwas nach vorn abgehen, beim „Muni“ meist kürzer und nach hinten, bei den Ziegen

¹⁾ Aus JOHANNES KESSLER'S Sabbata. Ausgabe unter Mitwirkung von Prof. Dr. E. EGLI und R. SCHOCH, vom hist. Verein St. Gallen. 1902, S. 152. — ²⁾ C. PULT, Alchüns artichels da prova, Cuir 1916. p. 29. — ³⁾ RÜTTIMEYER, l. c. Taf. III. I.

vertikal nach oben. Hinten sind die Klötzchen ohne Andeutung von Schwanz glatt abgeschnitten. Das Euter war einmal als kleiner Zweigstumpf markiert. Andere Differenzierungen der Tiere fehlen, nur zeigen manche kleine Exzisionen der Rinde in Form von Flecken oder Streifen an, dass es sich hier im Simmental um Fleckvieh handelt, welche Eigenschaft hie und da noch durch rote Färbung markiert wird. Andere Tiere weisen auch Sterne, das Schweizerkreuz, Spiralbänder etc. als Dekor auf. Die Länge dieser Tiere variiert von $1\frac{1}{2}$ —17 cm. Endlich enthielt die Sendung noch eine Anzahl Schneckenschalen verschiedener Grösse, die beim Spiel als Hühner mit Küchlein figurierten. Herr cand. theol. C. Lindt brachte mir primitive Spielzeugkühe von Oberwyl im Simmental, von Ulrichen und aus Feldis im Domleschg; auch auf dem Heinzenberg werden sie gebraucht.

Höchst interessante Stücke erhielt ich von Herrn Dr. Poltéra, den ich gebeten hatte, in seiner Heimat im Oberhalbstein Umschau zu halten. Ein wahres Prachtsstück, aus Roffna stammend, ist ein mit Ochsen, die im Joch gehen, bespannter Wagen mit Fuhrmann. (Fig. 3.) Die Ochsen sind zwei mit vier Beinen versehene Tannzapfen, der Wagen ein Knochen, der Condylus eines Kuhoberschenkels, der Fuhrmann

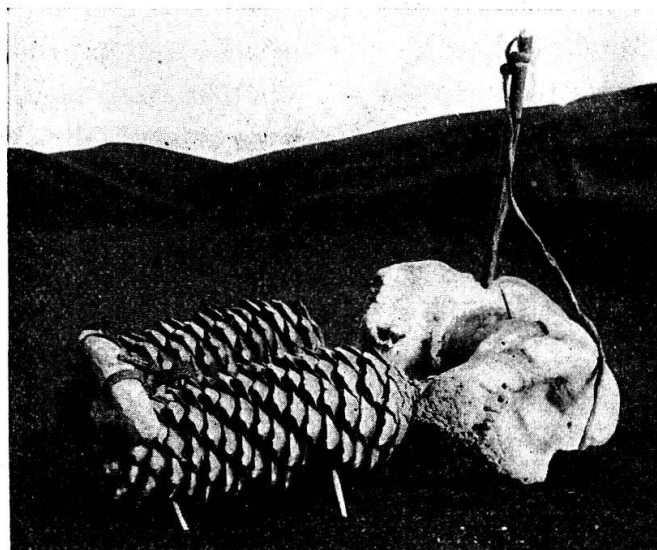


Fig. 3.

Wagen mit Gespann von Tannzapfenkühen, Roffna, Oberhalbstein, Engadin.
Museum für Völkerkunde, Basel.

ein in denselben gestecktes Zweigstück, ein Spielzeug, wie es wohl genau gleich von den prähistorischen Kindern unserer Pfahlbauten verfertigt und gebraucht worden sein mag. End-

lich verdanke ich Frau Dr. Heierli mit Tochter, die so freundlich waren, auf einer Fusstour im Kanton Freiburg sich nach solchem Spielzeug umzusehen, eine kleine Kollektion von Spielzeugkühen, die durchaus dem Simmentaler Typus entsprechen. Sie konnte dieselben im ganzen Sensebezirk nachweisen, im Greyerzerland bis zum Schwarzsee, Jaun und über Gruyère ins angrenzende Waadtland. Die Buben verfertigen auf dem Schulweg und in der Schule selbst solches „Veh“ und die Väter schnitzen es in den Alphütten.

Ich selbst konnte solche Spielzeugkühe als Erweiterung der frühern Funde nachweisen in Leysin und Umgebung, wo sie — Typus Château d'Oex¹⁾ — jetzt noch vielfach gebräuchlich sind. Der Saaner Typus findet sich auch in Mürren und im untern Lauterbrunnental, ebenso Tannzapfenkühe. Reichliche Spielzeugkühe fand ich ferner wieder auf der Nordseite des Gotthard in Hospental und im Bündneroberland.²⁾ Sie sind, soweit berindet, nicht mit Flecken versehen, weil es sich hier um Braunvieh handelt.

Im Bergell (Soglio) fand ich ähnliche Typen wie z. B. in Tavanasa (Bündner Oberland); in Vicosoprano Tannzapfenkühe „paschlana“ genannt. Dasselbe gilt vom Schams (Rofna); im Misox konnte ich keine Spielzeugkühe nachweisen, im Calancatal (Rossa) nur Tannzapfenkühe. Im Oberengadin schienen sie den heutigen Kindern ausser in Pontresina („puscha“ genannt) unbekannt, ebenso im Puschlav, wo ich physioplastische Spielzeugtiere sah, indem die Kinder Auswüchse von Kastanienwurzeln je nach ihrem Aussehen und äussern Ähnlichkeiten mit Tieren z. B. Kaninchen verglichen und so benannten. In Zernez wieder schnitzen die Kinder noch reichlich Spielzeugtiere vom Typus des Bündner Oberlandes, dabei auch ein durch ein Joch verbundenes Paar, welches von oben gesehen, durchaus der prähistorischen Darstellung eines Rinderpaares mit Joch und Pflug an der Felswand der Maraviglie am Col di Tenda entspricht.³⁾ (Fig. 4.)



Fig. 4. Spielzeugkühe mit Joch, Zernez. Museum für Völkerkunde, Basel.

¹⁾ Vgl. DELACHAUX, Jouets rustiques suisses, ARCHIV 18 (1914), Taf. I. —

²⁾ Vgl. RÜTIMEYER l. c. Tafel bei S. 334—35. — ³⁾ L. c. S. 342.

Im Tessin wussten die Kinder in tiefer gelegenen Tälern, wo Kastanienwald vorherrscht, wie im Valle Maggia und Val Bavona nichts von solch primitivem Spielzeug, auch nichts von Tannzapfen, wohl aber wurden letztere gebraucht in Cerentino und Bosco, wo kleine Tannzapfen Kälber, Lärchenzapfen Ziegen darstellen. In Gerra am Lago Maggiore kannten die Kinder weder Holz- noch Tannzapfenkühe; in dem so weltabgelegenen Indemini schnitzten sie merkwürdigerweise viel „fortgeschrittenere“ Typen mit Hörnern, Beinen und Schwanz.

Wie man sieht, ist dieses archaistische Spielzeug im Alpengebiet der Schweiz von den Freiburger- und Waadtländeralpen über die Kantone Wallis, Bern, Uri (auch für Unterwalden sind sie von anderer Seite nachgewiesen), Tessin, Graubünden, Glarus, St. Gallen bis ins Appenzell nachweisbar. Zweifellos werden bei genauer Nachfrage noch manche andere Standorte zu finden sein. Charakteristisch ist, dass sie bis jetzt fast ausschliesslich im Alpengebirge gefunden wurden. Im Jura habe ich sie nie gesehen, im Mittelland erfuhr ich nur von einem Bauer, dass sie als Knaben vor ca. 50 Jahren im Emmental, in der Gegend von Trachselwald, aus Haselnussholz Spielzeugkühe geschnitzt hätten, die nach einer mir gemachten Zeichnung den Typen des Bündner Oberlands entsprachen.

Wie weit wohl die Kontinuität dieser kindlichen Urspielzeuge sich zurückverfolgen lässt, habe ich mit dem Hinweis auf die stein- oder bronzezeitlichen Felsenbilder von Rindern am Col di Tenda und das wohl einen Bison darstellende gegabelte geschnitzte Knochenstück aus Brassempuy, welches wohl den paläolithischen Kindern als Spielzeug diente und in seiner Form genau einer Spielzeugkuh des Val d'Hérens gleicht, nachzuweisen versucht.¹⁾ Ebenso die Identität der kindlich „künstlerischen“ Auffassung bei verschiedenen primitiven Völkern, wo bei Spielzeugtieren vor allem das für das Tier Typische, wie Geweih und Gehörn, zur Darstellung gelangt. Es gilt dies für die Spielzeugtiere unserer Bergkinder genau so wie für die Spielzeugrentiere der Samojuden, die Kühe der Jakuten, und ich könnte noch beifügen, für einen Spielzeugbüffel aus Sumatra unserer Sammlung.

¹⁾ L. c. S. 341—42.

Das prähistorische Alter im Gebrauch von Tannzapfen als Spielzeugkuh kann, was ich ebenfalls früher schon hervor-gehoben habe,¹⁾ auch sprachwissenschaftlich nachgewiesen werden.

Es erhellt dies, wenn man dem Gebrauch und der geographischen Verbreitung des uralten Alpenwortes *loba* (*lioba* im Ranz des Vaches) nachgeht, welches nach Jud²⁾ einer alten vorrömischen Sprachschichte im Alpengebiet angehört. *Loba* bedeutet, wie früher schon erwähnt, an verschiedenen Orten der Schweiz, auch in Savoyen und dem Vorarlberg „Kuh“ oder „Tannzapfen“, an einigen Orten, wie in der Gruyère und im deutschen Oberwallis, beides, im Unterengadin und Heinzenberg nur „Fichten-“ oder „Tannzapfen“. Es ist bis Albanien in der Bedeutung „Kuh“ nachweisbar. Die einfache Erklärung dieser Doppelbedeutung von „Kuh“ und „Tannzapfen“ ist die, dass eben die prähistorischen Kinder mit Tannzapfen als Spielzeugtieren genau so spielten, wie heute und für beide das gleiche Wort hatten. Typisch hierfür ist, dass in Bosco „Kuh“ und „Tannzapfen“ nur noch als letzte Erinnerung in der Kindersprache *löübi* heissen. *Loba* oder *lobe* ist vielerorts in der deutschen Schweiz Lockruf für Kühe und Kälber und auch Namen für einzelne Kühe. Da es mir von Interesse schien, dieser Frage in geographisch-statistischer Weise etwas nachzugehen, war es mir möglich, durch die Freundlichkeit des Herrn F. Fankhauser in Burgdorf aus den offiziellen Registern der Rindviehschauen des Kantons Bern zu entnehmen, dass im Jahre 1902 von 4469 Kuhnamen noch 2 *Laubi* lauteten; unter den Registern von ca. 500 Kühen der landwirtschaftlichen schweizerischen Ausstellung in Bern 1895 figurieren 8 *Laubi*, worunter 3 Stück Braunvieh. Auch Herr Nationalrat Bühlmann schreibt mir freundlichst, dass *Laubi* als Kuhname im Emmental, Simmental und Frutigland noch häufig und überhaupt als Sammelname für Kühe vorkommt. In Saanen wird auch *lopi*, aber selten mehr als Lockruf für Kühe gebraucht (Mitteilung von Herrn Pfarrer O. Lauterburg). Im Frutigland

¹⁾ L. c. S. 339. Ich verdanke im folgenden verschiedene mir wichtige linguistisch-literarische Hinweise der Freundlichkeit der Herren Prof. E. Hoffmann-Krayer in Basel und Dr. F. Fankhauser in Winterthur. — ²⁾ J. Jud, Della storia delle parole lombardo-ladine. Bulletin de Dialectologie romane. Tome III. 1911. p. 14—16.

soll es nach Aussage eines alten Bauern noch ziemlich gebräuchlich sein. Auch in Leysin wird die Kuh *loba* oder *lioba* genannt (Mitteilung von Herrn A. Fankhauser). In der deutschen Schweiz, namentlich der Nordostschweiz, ist *laube*,¹⁾ wie oben erwähnt, nachgewiesen als Zuruf für Kühe und als Rufname und zwar vorwiegend für friedliche Tiere. So namentlich in den Kantonen Graubünden, Glarus, Schwyz, Appenzell. In Arosa ruft der Hirt am Morgen beim Auszug der Kühe *Hobeli hoi*, abends beim Heimkehren *büsching* (Mitteilungen von Fr. B. Ernst und Th. Lindt). Auch im Bergamaskischen²⁾ sagen die Kinder der Kuh *bobó*, dem Tannzapfen *bobona* also ähnlich wie in Bosco. Im Kanton Solothurn wieder sagt man in der Kindersprache, wie mir Herr stud. phil. C. von Arx mitteilt, den Kühen, speziell den Kuhkälbern *wopi*. Auch sei hier erinnert an den Schluss des Gedichtes „Die Vergänglichkeit“ von Hebel,³⁾ wo der Ätti ruft „Hüst Laubi, Merz!“

Von verschiedenen Varianten des Wortes, wie sie — auch *bópi*,⁴⁾ *bóbe* als Schmeichelname und Lockruf für Kühe kommt vor — nachgewiesen sind, ist *loba* die weitverbreitetste und wohl auch älteste Form. Von Interesse ist die Angabe von Jud,⁵⁾ dass das schon von Plinius überlieferte alte Wort in Oberitalien als *lova*, *lóva* in der sekundären Bedeutung von „Maiskolben“ vorkommt, und es wäre an Ort und Stelle nachzusehen, ob nicht etwa dort die Kinder in Ermangelung von Tannzapfen mit den ähnlich geformten Maiskolben als Spielzeugkühen spielten. Im Mendrisiotto, wo ich Gelegenheit hatte, hienach mich zu erkundigen, wurden nicht Maiskolben, aber kleine Gurken als Spielzeugkühe gebraucht, ebenso kleine grüne Kürbisse, denen 4 Beine aus Zweigstückchen eingesetzt werden.

Einer sehr verdankenswerten freundlichen Mitteilung von Herrn P. Dr. K. Hager in Disentis, den ich gebeten hatte, in dem ethnographisch so konservativen Bündner Oberland diesen Beziehungen nachzuforschen, entnehme ich, dass *loba* von der Oberalp bis Flims im Sinne von Tannzapfen

1) Idiot. III, 966. — 2) A. TIRABOSCHI, Vocabolario dei dialetti bergamaschi antichi e moderni. 1873, p. 182. Ich verdanke den Hinweis auf dieses Werk, welches manches uns hier interessierende Wort bringt, einer freundlichen Mitteilung von Herrn Prof. E. Hoffmann-Krayer. — 3) J. P. HEBEL, Allemannische Gedichte. — 4) Idiot. II, 1485. — 5) L. c. p. 15/16.

im allgemeinen unbekannt ist, ebenso als Bezeichnung für die dort von jeher bei kleinen Kindern gebräuchlichen Spielzeugkühe aus Tannzapfen. Nur auf einem Maiensäss im Trunser Becken sagte ihm ein Bauer, dass die jungen kolbenförmigen Frühjahrszweige der Fichten und Föhren *las lobas* genannt würden. Herr Dr. Hager ist der Ansicht, dass das Wort *loba* im Bündner Oberland ein aussterbendes, nur noch ältern Leuten bekanntes Sprach-Relikt ist. Nur in einem Dorf des Ilanzer Beckens hörte er, dass sowohl die jungen Tannzapfen wie die jungen Maiskolben mit *loba* bezeichnet werden, eine Angabe, die für die jungen Maiskolben auch von einer alten Bäuerin in Schleins bei Ilanz bestätigt wurde, die der Meinung war, das Wort *las lobas* sei deutsch, nicht romanisch!

Allgemein aber heisst im genannten Bezirke die Rispe der Rispenhirse (*panicum miliaceum*) *la loba*. Herr Dr. Hager vermutet, dass das Wort *loba* ursprünglich auf die früher vielfach, jetzt kaum mehr angebaute Kolbenhirse (*setaria italica*) zurückzuführen ist. Ob solche Kolben oder die Maiskolben als Spielzeugkühe verwendet wurden oder noch werden, bleibt vorderhand noch dahingestellt. Sicher ist, dass, wie Dr. Hager selbst es sah, in der Gegend von Ilanz kleine Mädchen mit Maiskolben spielen; ob sie dieselben speziell als „Kühe“ gebrauchen, wäre noch näher nachzufragen.

Die begriffliche Verwandtschaft von „Tannzapfen“ und „Maiskolben“ erhellt, was hier nebenbei erwähnt sei, auch aus einer interessanten ebenfalls brieflichen Mitteilung von Prof. Jud an Dr. Hager, wonach savoyisch *râpa* „Tannzapfen“ und „épi de mais“, und französisch *cocco* ebenfalls beides bedeutet.

Wie man sieht, hat das nach Jud prähistorische Wort *loba* seine Hauptverbreitung in der zentralen Alpenkette, von wo es nach Norden bis zum Rhein und Bodensee, nach Süden nach Piemont und der Lombardei ausstrahlt.

In diesen Zusammenhang und diese Annahme einer prähistorischen alpinen einheitlichen Sprachschicht würde meines Erachtens gut passen der Umstand, dass in der Schweiz, wie überhaupt im europäischen Alpengebiet gewisse ergologische Objekte einer Ur-Ethnographie sich erhalten haben; vielleicht sind beide, die sprachlichen wie die materiellen Relikte solche, die einer ebenfalls einheitlichen prähistorischen

Bevölkerung der Alpen angehört haben, einer Bevölkerung, die heute noch anthropologisch nachweisbar ist, dem *homo sapien alpinus*. Hieher würde auch die Beobachtung von Haberlandt¹⁾ gehören, dass die Ergologie der Milchwirtschaft gemeinsame Beziehungen hat von Albanien, Montenegro und Serbien über die Karpathen bis zu den alpenländischen Gebieten.

Zu der alten anthropologischen Frage, auf die hier nicht weiter eingetreten werden soll, ob die Rhätier Etrusker oder Kelten gewesen seien, möchte ich hier nur die im Jahre 1864 getane Äusserung meines Vaters²⁾ anführen, dass vorderhand schon damals die meisten Gründe dafür zu sprechen schienen, dass sie einem ältern, vorkeltischen Stamme angehören. Es würden sich also wohl, je weiter unsere Kenntnisse reichen, drei einander entsprechende alpine Schichten herausarbeiten lassen, eine anthropologische, sowie eine aus dieser hervorgegangene ergologische und linguistische Schicht, deren Sedimentreste wir unter allem späteren sie bedeckenden Alluvium noch erkennen können.

Ein weiteres ebenfalls vorrömisches Alpenwort, heute romanischem und germanischem Sprachgebiet gemeinsam angehörig, ein Wort, dessen Spuren besonders nachzugehen ich mir in den letzten zwei Jahren vorgenommen hatte, ist das Wort *puscha*, *buscha*, *bütsch*.

Puscha ist mancherorts der Name für die primitiven Spielzeugkühe und die wirklichen Kühe, speziell für die jungen Rinder und Kälber, für die es den Lockruf bedeutet.

Gehen wir wieder von West nach Ost wie bei *loba*, so finden wir nach meinen eigenen Nachfragen in den Waadtländer Alpen (Leysin) *botsa* noch bei alten Bauern als Lockruf für Kühe und Kälber im Gebrauch, in Saanen wird noch selten *büschi*, gerufen; hier stossen also beide Wörter, *lopi* und *büschi* in gleicher Bedeutung zusammen. Im Berner Oberland scheint *puscha* nicht gebräuchlich zu sein, immerhin wird es vom Schw. Id.³⁾ für Simmental und Brienz angegeben. Am Gotthard fand ich es wieder auf der italienischen Sprachseite als *buscha*, auf der deutschen als *bütsch* in Hospenthal und Erstfeld. Auch im Kanton Zug heisst ein junges Kalb

¹⁾ A. HABERLANDT, Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Volkskunde von Montenegro, Albanien, Serbien. Ergänzungsbd. XII der Zeitschrift für österr. Volkskunde. 1917, S. 29. — ²⁾ L. RÜTIMEYER, Die Bevölkerung der Alpen. Jahrbuch des S. A. C. 1. Jahrg. 1864, S. 407. — ³⁾ Idiot. IV, 1739.

buscheli, während dieser in Basel für Säuglinge gebrauchte Ausdruck in diesem Sinne unbekannt ist. Wohl aber ist im Kanton Baselland *buschi* = Rind, „Kalb“ gebräuchlich (Arisdorf, Rothenfluh, Tenniken, Mittg. von Ing. E. Rütimeyer). Sehr verbreitet ist das Wort in Bünden, wo es vielerorts „Kalb“ oder „Tannzapfen“ heisst, so auch nach Jud¹⁾ in Lenz, Salux, Samaden, Zuoz, Süs, Sent, Martinsbruck. Anderorts, wie in Brigels und Truns ist es nur Lockruf für Kühe. Ich selbst fand ebenfalls im Unterengadin, was mir auch Herr Dr. Brunies bestätigt, *puscha*, *puschina* als Lockruf der Kühe und als Name der Koniferenzapfen (Tannen-, Föhren-, Lärchen- und Arvenzapfen). Auch die Spielzeugkühe aus Tannzapfen wurden so genannt, so auch im Schams. Daneben sagt man im letztern der Kuh auch entsprechend der späteren römischen Sprachschicht romanisch *vaccia*, Kalb *vadella*. Im Bergell heisst Tannzapfen und Spielzeug *paschlana*, was wohl mit dem engadinischen *betschla*, Arvenzapfen, in Zusammenhang zu bringen ist.²⁾ In Soglio sagt man nur den Tannzapfen *puscha*, der Spielzeugkuh *vacca*, in der Gegend von Como lautet der Lockruf für Kühe *bóscia*,³⁾ im Bergamaskischen heisst der Föhrenzapfen *vaca*.⁴⁾ Man sieht, es kommen verschiedene Kombinationen vor, aber der alte Ur-Begriff schimmert immer durch, dass Kuh und Tannzapfen das gleiche Wort zur Bezeichnung hat. Interessant ist, dass im Puschlav *pischolano*⁵⁾ Tannzapfen und Maiskolben heisst als Analogon zu *löva* der Lombardei „Maiskolben“ und *loba*, Engadin, „Fichtenzapfen“. Es wäre auch da nachzusehen, ob die Kinder mit Maiskolben als Spielzeugkühen spielen. Auf diesen Zusammenhang scheinen auch die bergamaskischen Worte hinzuweisen, wonach *büsì*, *busi* „Maiskolben“ heisst, *bogì*, *bosì* „kleines Kalb“ und *bosa* „Tannzapfen“.⁶⁾

Im Tessin fand ich *pusching* als Lockruf selten im Bionnatale; in der oberen Lavizzara nicht, in Cerentino, im Tal von Bosco wieder ist *buscha* für Kühe, *buschin* für Kälber gebräuchlich.

Sehr interessant sind diese sprachlichen Bezeichnungen in Bosco, bekanntlich dem einzigen deutsch sprechenden

¹⁾ L. c. p. 16 Anm. 2. — ²⁾ Vgl. JUD, l. c. p. 14 Nr. 1. — ³⁾ P. MONTI, Vocabolario dei dialetti della città e diocesi di Como, 1845, p. 27. — ⁴⁾ TIRABOSCHI, l. c. p. 1395. — ⁵⁾ MEYER-LÜBKE, Roman. ethnol. Wörterbuch, 1911 ff. Nr. 60. 1359. — ⁶⁾ TIRABOSCHI, l. c. p. 190. 202. 203. 234. 1111.

Tessinerdorf, dessen Bevölkerung wohl sicher im Laufe des 13. Jahrhunderts vom Oberwallis und Pommat her eingewandert ist.¹⁾ Wie schon bemerkt werden hier Tannzapfenkühe gebraucht, denen man *buscha* oder *buschin* sagt, was auch der Lockruf für Kühe und Kälber ist. In der Kindersprache allein, wie ebenfalls schon erwähnt, heissen die Kühe aber auch *löübi* oder *boba* und auch den Tannzapfen sagen die Kinder und nur diese *löübi*. Hier stossen also wieder beide alten Alpenwörter *lobu* und *puscha* in ihrer Doppelbedeutung als Kuh und Tannzapfen zusammen, wobei wir uns erinnern, dass auch im Oberwallis *loba* beides bedeutet und die Bosker also vor 700 Jahren das uralte Wort mit dem ebenso alten Spielzeug in die neue Heimat mitnahmen, wobei aber die Erinnerung nur noch im Kindermund wachgeblieben ist. Auch an Orten, wo es gar keine Tannen gibt, wie in Gerra am Lago maggiore und in Indemini ist *buscha* Lockruf für Kühe.

Für die deutsche Schweiz mit ursprünglich deutscher oder romanischer Sprache ist nach dem Schweiz. Idiotikon²⁾ *puscha* als Lockruf nachgewiesen, als *büsch* in St. Gallen (Mels), *büschli* in Glarus und in ungefähr gleichen Formen in Appenzell, Zürich, Thurgau, Aargau, Luzern, Zug, Schwyz, Unterwalden, Berner Oberland, Oberwallis und Alagna im Piemont. Es soll sogar nach einer mündlichen Mitteilung noch im Schwarzwald gebraucht werden.

Nach Süden strahlt das Wort vom zentralen Alpenzug nach Jud³⁾ aus nach

- Arbedo: *puscha*, Kalb,
- Verzasca: *botsch*, *boscha*, Kuh,
- Comaskisch: *buscina*, Rind,
- Piemont: *botschin*, Kalb,
- Alessandria: *butschi*, Kalb,
- Pavia: *botschin*, Kalb.

Es wäre also auch dieses vorrömische Alpenwort, ein prähistorisches linguistisches Relikt, nachgewiesen über die Gebirge von Waadt, Wallis und Bern zum Gotthardt nach Tessin und das rhätische Gebiet von Graubünden, wo es ein Hauptzentrum zu haben scheint. Von hier strahlt es aus vom zentralen Alpen-

¹⁾ Vgl. J. STUDER, Walliser und Valser. Eine deutsche Sprachverschiebung in den Alpen. Zürich 1896; A. BÄBLER, Das Pommat und die deutsche Sprachgemeinde Bosco im Tessin. Jahrb. des S. A. C. Bd. 34. 1898—99, S. 225. — ²⁾ Schweiz. Idiot. IV, 1739. — ³⁾ L. c. p. 16—17.

gebiet nach Norden in die Zentral- und Nordwestschweiz sowie in die früher romanische Ostschweiz bis zum Rheine und darüber hinaus, südöstlich ins oberste Etschtal (*betschla* = Arvenzapfen). Noch weiter nach Osten ist es nachgewiesen worden durch Ingenieur E. Rütimeyer, den ich ersucht hatte, danach zu forschen, in Treibach, Kärnten, wo die dort ebenfalls gebräuchlichen Tannzapfenkühe „*Putscherl*“ genannt werden. Das Wort *loba* hingegen konnte er bis jetzt in jener Gegend nicht konstatieren.

Nach Süden sehen wir seine Irradiationen nach Piemont und die Lombardei weit in die italienische Ebene hinein. Die Verbreitung und der mit ihm verbundene Begriff, der also jeweilen auf jene prähistorischen bis heute lebenden Kinderspiele herauskommt, ist also durchaus analog derjenigen des andern Reliktes, *loba*.

Nun nennt Jud ¹⁾ im weitern Verlauf seiner interessanten Ausführungen noch ein drittes, wohl derselben vorrömischen Sprachschicht angehöriges Wort, welches ebenfalls „Rind“ bedeutet. Es findet sich wie die oben genannten ebenfalls im Haupt-Alpenzug verbreitet am Nord- und Südhang der Alpen von Graubünden und der Lombardei sowie der romanischen Schweiz. Das Wort lautet nach Jud an verschiedenen Orten:

Celerina, Lavin: *meya*, Rind, zweijährig,
 Sent: *muoia*, Rind, zweijährig,
 Veltlin; *moce*, kleiner Stier,
 Livigno: *motj*, zweijähriger Stier,
 Brescia: *modsch*, kleines Rind,
 Leventina: *mojat*, 1¹/₂-jähriges Rind,
 Piemont: *mogia*, Rind und Kalb,
 Franco-provenzalisch: *modzon*, Rind.

Diese kleine Tabelle scheint mir nun auch den Schlüssel zu geben zu dem mir sonst unverständlichen Wort *mouguet*, welches ich in Leysin von einem Bauer hörte und welches von ältern Leuten noch vielfach gebraucht wird und sowohl „Tannzapfen“ wie die Spielzeugkuh aus Tannzapfen bedeutet. Vielleicht gehört hierher auch das bergamaskische Wort *mossèc* „Tannzapfen“, auch an *moce*, Veltlin, „kleiner Stier“, sowie an *mogia*, Piemont, „Kalb“, wäre vielleicht zu denken.

Also auch hier die uralte Verbindung der Begriffe von Kuh, Tannzapfen und Kinderspielzeug. Alle drei Sprach-

¹⁾ L. c. p. 17.

relikte weisen darauf hin, wie die prähistorischen Kinder mit ihren Tannzapfenkühen spielten und wir werden, wenn wir ein heutiges Bergkind mit seiner Tannzapfen- oder seiner archaisch geschnitzten Zweigkuh spielen sehen und diese *loba* oder *puscha* nennen hören, mit einer gewissen Pietät dieser durch die konservative Treue der Kinderwelt in unsere Zeit hinübergeretteten prähistorischen Sprachlaute, des uralten Erbes des „homo alpinus“ gedenken!

Auf die weit ins deutsche Sprachgebiet und darüber hinaus nachweisbare Verbindung des Begriffs „Tannzapfen“ und „Kuh“ oder andere Haustiere habe ich schon früher hingewiesen. Aus der deutschen Schweiz zunächst verdanke ich Herrn Prof. E. Hoffmann-Krayer zwei Hinweise: im Binntal heisst *Bänz* sowohl Schaf wie Tannzapfen, im Kanton Baselland *More*¹⁾ Mutterschwein und Tannzapfen.

In der Arbeit von Jud²⁾ finden wir zum Beleg dieser Kombination folgende Zusammenstellung: „Tannzapfen“ als Spielzeug heisst vielerorts in der Schweiz *Chüeli*,³⁾ *Schäftli* in Graubünden, *Foregüggele* im Kanton Zürich, *Bockerl* in Niederösterreich, *Küele* in Tirol, *Forenmöckeli* (von *Mockel* „Kuh“) „Fohrenkühlein“, Oberpfalz, *Budlgoass* „Geisschen“, *Hammel* im Henneberg, *Kogle* (von *Ko* „Kuh“) in Dänemark. Ähnliches gibt Gradl⁴⁾ an für Ostfranken, Bayern.

Das Idiotikon⁵⁾ erwähnt auch bei Anlass der Zitation von *Tannchue* = „Tannzapfen“ ebenfalls die Tatsache, dass „Tannzapfen als Kinderspielzeug“ auch schon aus älterer Zeit erwähnt wird.

Aus französischem Sprachgebiet weist Jud dieselben Bezeichnungen nach in *vathe* (*th* engl. gespr.) = vache, Savoyen, *bovache*, *bovatsa* = „Rind“, Savoyen, *poule de sapin* im Département Saône-et-Loire, *brebis de sapin* im Département Drôme, *belo*, *belino* = „Widder“ im Département Rhône, Loire.

Alttertümliche Gebräuche bei der Verarbeitung der Cerealien und der Kastanien im Kanton Tessin.

Über einige archaische Züge in der Verarbeitung des Getreides und des Kastanienmehls wurde in eingehender Weise berichtet in den „Archives suisses d'Anthropologie“, auf

¹⁾ Idiot. IV, 378. — ²⁾ Jud, l. c. p. 14/15. — ³⁾ Idiot. III, 91. — ⁴⁾ GRADL, Zur Kunde der deutschen Mundarten, Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung. Bd. XIX, 1870, S. 58. — ⁵⁾ l. c. III, 96.

welche Publikation hiemit verwiesen sei.¹⁾ An dieser Stelle möge nur in ganz kurzer Weise das Wichtigste hervorgehoben sein.

So sah ich im Mendrisiotto in Castello bei Chiasso eine grosse, offene mit flachen Steinen belegte Tenne unter freiem Himmel, welche verschiedenen bäuerlichen Betrieben gemeinsam war. Auf derselben wird zur Erntezeit durch einen mit Ochsen bespannten Wagen wie durch die Ochsen selbst das Getreide heute noch so ausgedroschen und das Stroh zu Häcksel zerschnitten, wie wir das im Homer²⁾ und im Propheten Jesaja³⁾ lesen, wie es die Römer machten, und wie im Prinzip ähnlich es heute noch mit Dreschwagen und Dreschschlitten im Orient, in Südosteuropa, in Italien, Portugal und Spanien geschieht.

In Bosco fand ich eine originelle Art Dreschkeule in Form eines walzenförmigen 45 cm langen Prügels mit Handgriff, mit dem die in den Heustadeln, auf einer Art von Tenne knieenden Drescher die Ähren ausklopfen, worauf der Drusch mit der Wanne behandelt wird. Es ist das eine Prozedur genau analog derjenigen der Römer, wenn es bei Columella⁴⁾ heisst: „ipsae autem spicae fustibus tonduntur vannisque expurgantur.“

Von den drei von Benndorf⁵⁾ schematisch aufgestellten Stufen primitiver Zubereitung der Cerealien für die menschliche Nahrung, nämlich der unmittelbare Genuss der rohen oder gerösteten Körner, der Bereitung von Brei aus den zerquetschten Körnern und dem Backen von Fladen auf heissen Steinen oder Platten sehen wir in unserem Gebiet, wenn wir noch das Engadin herbeiziehen, alle drei vertreten. Im Engadin werden geröstete Gerstenkörner als „giotta ustrida“ allerdings gegenwärtig mehr als Naschwerk heute noch gegessen, ein Gebrauch, der zweifellos als Relikt jener ältesten der genannten Stufen anzusehen ist.

Als Repräsentant der zweiten Stufe dient in Bosco ein steinerner Mörser, in dem noch vor 60—70 Jahren die Gerste mit Pistillen zu Schrot zerquetscht wurde, aus welchem Brei

¹⁾ L. RÜTIMEYER, Beiträge zur schweiz. Ethnographie: Über einige altertümliche Gebräuche bei der Verarbeitung der Cerealien und Kastanien zur menschlichen Nahrung im Kanton Tessin. Archives suisses d'Anthropologie générale, tome II 1918, p. 229. — ²⁾ Ilias XX, 495—497. — ³⁾ Jesaja 26, 27 u. 28; 41, 15. — ⁴⁾ Columella J. M. de Re rustica libri XII, Ausgabe M. GESNER, Mannheim. 1781, lib. II, Cap. XX, p. 118. — ⁵⁾ BENNDORF, O., Altgriechisches Brot. Eranos Vindobonensis 1893, S. 372.

und Suppen bereitet wurden. Das Museum für Völkerkunde in Basel besitzt auch alte Holzmörser mit Pistillen, wie sie zum gleichen Zwecke zum Zerstampfen von Hirse und Gerste in der Schweiz (Kanton Luzern, St. Gallen, Graubünden) benützt wurden. Die heutigen Parallelen finden sich in Europa in Finnland, Steiermark, Ungarn, überhaupt in Südost-Europa und reichlichst bei Naturvölkern, z. B. im West-Sudan. Auf der höchsten Stufe war ich aber überrascht, auch die dritte Stufe, das Backen von Brotfladen ohne jeden Gährungsmittelzusatz auf heißen Steinen noch zu finden im Bävonal. Diese „Backplatten“ sind aus Glimmerschiefer (28 : 17 cm) und werden zunächst im Herdfeuer stark erhitzt. Sie sind auf der Backfläche glatt, auf der Rückfläche mit Kerben versehen, in die Holzstäbe gesetzt werden, die den Stein schräg gegen das Herdfeuer gestützt halten. Der Teig — uns wurde ein solcher Fladen („focaccia“) bereitet aus $\frac{1}{3}$ Kastanienmehl und $\frac{2}{3}$ Roggenmehl — wird auf die erhitzte Oberfläche gebracht, der Backstein allmähig um seine vier Kanten gedreht, wobei der flache Fladen in kurzer Zeit schön gebräunt wird. Im Winter werden auch Brotfladen ohne Kastanienmehlzusatz so gebacken. (Taf. IX, Fig. 1 u. 2.)

Wir hätten also hier noch die primitivste Art der Fladenbereitung, wie sie bei vielen Naturvölkern vorkommt und wie sie wörtlich von verschiedenen Autoren, wie Heer, Maurizio u. a., für diejenige unserer Pfahlbauern geschildert und aus den noch vorhandenen Resten von Pfahlbauerbrotfladen aus Gerste, Hirse und Weizen erschlossen wird.¹⁾ Die Parallelen zu dieser archaischen Brotbereitung, die weit älter ist als das wirkliche mit Gährungsmitteln verfertigte Brot, welches nicht mehr als ca. 2000 Jahre alt ist, finden sich namentlich in Nord-Afrika, dem Orient und Südost-Europa, so in Polen, Rumänien,²⁾ Siebenbürgen und Griechenland,³⁾ wo noch mehrfach solche „Fladensteine“ im Gebrauch sind.

Auf eine kleine ergologische Gruppe, die im Tessin so wichtige Verarbeitung der Kastanien zur menschlichen Nah-

¹⁾ O. HEER, Die Pflanzen der Pfahlbauten. Neujahrsbl. der naturforsch. Gesellschaft von Zürich 1865, S. 10. Vgl. MAURIZIO, A., Die Getreide-Nahrung im Wandel der Zeiten. 1916, S. 77. — DERSELBE, Verarbeitung des Getreides zu Fladen seit den vorgeschichtlichen Zeiten. Anzeiger für schweiz. Altertumskunde. N. F. Bd. XVIII, 1916, S. 20. — ²⁾ E. FISCHER, Die Küche der rumänischen Bauern. Arch. für Anthrop. N. F. Bd. VIII, 1909, S. 246 ff. — ³⁾ ANZEIGER der ethnogr. Abteilung des ungar. National-Museums. 1916, S. 3—8

rung und das dazu dienende Instrumentarium, welches ich so vollständig als möglich zu sammeln suchte, kann hier nicht näher eingetreten werden, es sei auf die oben genannte Publikation verwiesen. Es sei nur gesagt, dass dieses bis jetzt in der Literatur kaum bekannte Instrumentarium eine ziemlich grosse lokale Variabilität der Formen und interessante Anpassungen aufweist, bedingt durch die verschiedenen klimatischen Verhältnisse und die Reifestadien der Kastanien.

Primitive Handmühlen.

Im Frühjahr 1916 konnte ich in einem kleinen Bauernhaus bei Raron eine Handmühle erwerben, welche der Eigentümer für den eigenen Bedarf und den seiner Nachbarn noch täglich gebrauchte zum Vermahlen von Weizen und Mais. Das offenbar sehr alte Stück stammt aus Furtig aus einem alten Hofe der Familie Asperling, woher der Vater des jetzigen Besitzers die Mühle mitbrachte. Sie sei die einzige noch gebrauchte Handmühle im weitesten Umkreise gewesen.

Die zwei Mühlsteine aus Granit, von denen der Bodenstein 15 cm dick ist und einen Durchmesser von 82 cm, der Läufer 11 cm bei 55 cm Durchmesser, ruhen auf zwei Holzklötzen. Um den Läufer ist lose ein Reif aus Eisenblech gelegt. Über das Axenloch desselben waren ursprünglich zwei sich kreuzende Bügel oder Traversen gelegt, die in je zwei in den Stein gehauenen Löchern durch Bleieinguss vernietet waren und Axe und Läufer fest verbanden. Jetzt ist nur noch ein defekter unvollständiger Bügel vorhanden. Die Oberseite des Bodensteins (Mahlfläche) ist leicht konvex, der höchste Punkt ist in der Axe. Die Unterfläche des Läufers ist dementsprechend leicht konkav. Im Zentrum des letztern ist eine runde Öffnung (Durchmesser 10 cm), durch welche eine eiserne Axe auch durch eine entsprechende zentrale Öffnung im Bodenstein geht und hier auf einem hölzernen, an einem der zwei Holzklötze befestigten Hebelarm aufruhrt, der seinerseits durch eine seitlich angebrachte mit Handgriff versehene Schraubenspindel gesenkt und gehoben werden kann. Da der Läufer auf einer um die Axe gelegten eisernen Leiste ruht, so wird er durch Heben und Senken der erstern dem Bodenstein genähert oder entfernt und die Vermahlung der Körner gibt demgemäss feineres oder gröberes Mehl. (Taf. VIII, Fig. 5.)

Es ist bemerkenswert, dass nach Daremberg, Saglio et Pottier¹⁾ schon bei den Römern Columella bei den Olivenmühlen eine Vorrichtung empfahl, durch Heben und Senken des Läufers die Distanz beider Mahlsteine zu variieren.

Unsere Handmühle wird in Bewegung gesetzt durch einen seitlich an der Axe mit Gelenk befestigten 75 cm langen Handgriff, der ein beliebig rasches Drehen des Läufers ermöglicht. Neben diesem ist ein kleiner Holzbehälter aufgehängt, durch dessen Ausguss die zu mahlenden Körner durch die zentrale Öffnung im Läufer fallen, wobei das Mehl durch eine Rinne im Bodenstein in ein untergestelltes Gefäss rinnt.

Wir haben also in dieser Handmühle wohl eines der letzten Relikte eines uralten Hausgerätes zu sehen, welches früher in keinem rechten Haushalte fehlen durfte.

Allerdings hat Fräulein Weis im Februar dieses Jahres aus dem Binnental, wo sie für unser Museum sammelte, eine interessante, offenbar alte Handmühle mitgebracht, die jetzt als Salzmühle gebraucht wird. Die Mahlsteine sind in einen dicken viereckigen Holzblock eingelassen, welcher auf vier Stützen steht (Holzblock: 67 : 60 cm, Dicke 23 cm, Gesamthöhe 90 cm, Durchmesser des Läufers 45 cm, des Bodensteins 50 cm, Dicke je 7 cm, Durchmesser des Axenloches 12 cm).

Im Bodenstein ist ein zentrales Loch (Durchmesser 4¹/₂ cm), ausgefüllt von einem runden Holzstab mit kleiner stumpfer Spitze, auf der mit entsprechender zentraler Delle der Läufer aufruht. Ein zweiter Holzstab mit Schraubengewinde ist nahe des einen Randes des Blockes in diesen eingelassen und war ursprünglich durch eine straffe Schnur mit der Axe im Bodenstein, die ebenfalls mittelst eines Gewindes den Holzblock bis zum Stein durchläuft, verbunden. Durch Auf- und Zuschrauben des äusseren Stabes bewegt sich also auch die Axe in ihrem Gewinde nach oben oder unten und wird die Distanz der Mahlsteine variiert; es konnte also gröber oder feiner gemahlen werden. (Taf. X, Fig. 3.) Ich hatte, wie ich diese Mühle sah, sogleich die Vermutung, die Salzmühle habe ursprünglich als Kornhandmühle gedient und bat Fräulein Weis, hierüber noch bei zuverlässigen Leuten Erkundigungen einzuziehen. Diese bestätigten dann auch diese Vermutung,

¹⁾ DAREMBERG, SAGLIO ET POTTIER, Dictionnaire des Antiquités s. v. *mola*. t. III. 1904, p. 1960.

indem Herr Joseph Tenisch in Imfeld, Binnental, schreibt, dass diese Mühlen — es gibt auch noch viel grössere als die unsrige, so eine mit 66 cm Durchmesser des Bodensteins, 61 cm des Läufers bei 9 cm Dicke — früher vielfach benützt wurden auch zum Kornmahlen. Seitdem Wassermühlen erstellt sind (genauere zeitliche Angaben fehlen leider) werden sie jetzt fast ausschliesslich zum Mahlen des groben Salzes verwendet, doch auch jetzt noch zeitweise zum Mahlen des Mehls für das Vieh, sogar auch selten noch für Kochmehl. Auch Bohnen werden, nachdem sie vorher gedörst (wie übrigens auch das Getreide immer vor dem Mahlen gedörst wird), damit gemahlen. Also zweifellos haben wir im Binnental noch lebende Erinnerungen an die Kornhandmühle, allerdings schon weit verblasster als bei unserer Mühle in Raron.

Das Drehen des Läufers geschieht mittelst eines Handgriffes, der an einen in den erstern gesteckten Knebel geht, das Salz resp. Mehl rinnt aus einer Öffnung im Holzblock in ein untergestelltes Gefäss.

Die eigentlich vitale Bedeutung solcher Handmühlen in alten Zeiten geht schon aus dem 5. Buch Mose, Kap. 26 hervor, wo es heisst „man soll nicht die Handmühle oder auch blos den obern Mühlstein als Pfand nehmen, denn das hiesse das Leben selbst zum Pfand nehmen.“

Welche Vorrichtung die ältere ist, das Zerstampfen oder das Mahlen der Getreidekörner, darüber gehen die Meinungen auseinander; beide sind prähistorisch belegt. Beckmann,¹⁾ Rühlmann²⁾ und Blümner³⁾ halten Mörser und Keule für älter, Daremberg, Saglio et Pottier die Reibsteine. Schrader⁴⁾ glaubt, dass die Methode von Mörser und Keule mehr Asien, das Mahlen mehr Europa angehört. Sehr häufig sind prähistorisch die Mahlsteine, von denen der untere eine grössere etwas konkave Steinplatte, der obere einen kugel- oder walzenförmigen Reibstein darstellt. Wir finden diese jedenfalls, wie noch heute z. B. in Nord-Afrika, im Sudan etc., von Frauen bedienten Handmühlen verbreitet in unsern Pfahl-

1) J. BECKMANN, Beiträge zur Geschichte der Erfindungen, Bd. II, Leipzig 1788. — 2) M. RÜHLMANN, Allgemeine Maschinenlehre. 1865, Bd. II. — 3) H. BLÜMNER, Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste bei Griechen und Römern. 1912. — 4) O. SCHRADER, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde. 1901. Mahlen, Mühle.

bauten; nach Herrn Sulzberger hatte z. B. im Pfahlbau Weiher jede Hütte ihre Handmühle mit meist plankonvexen Reibsteinen bis 25 cm Länge. Die Frauen knieten dabei am Boden neben dem Bodenstein und arbeiteten mit beiden Händen mit dem Reibstein.

Diese prähistorischen Handmühlen mit Reibstein sind nachgewiesen für Alt-Aegypten und Mykene. In Troja fand Schliemann 20—60 cm lange ovale leicht ausgehöhlte Bodensteine mit 8—12 cm langen Reibsteinen. Im Sudan, Abessynien, Zentral-Afrika, ebenso in Amerika etc. werden sie heute noch gebraucht.

Aus diesen Reibsteinen haben sich dann wohl die primitiven eigentlichen aus Bodenstein und Läufer mit einer zentralen Axe und Öffnung, um die Körner zwischen die Mahlsteine rinnen zu lassen, sowie mit einem seitlichen Handgriff zum Drehen versehenen Handmühlen entwickelt. Daneben wurde, wie es auch heute noch, wo Handmühlen im Gebrauch sind, üblich ist, Mörser und Pistill gebraucht, so bei 4. Mose 11, 8, wo es vom Manna heisst „und stiess es in Mühlen und zerrieb es in Mörsern“. Auch bei Homer¹⁾ finden wir schon die eigentliche Handmühle, unter der wohl die Drehmühle zu verstehen ist, wenn vom Palast des Alkinoos gesagt wird: „50 Weiber dienten im weiten Palaste des Königs, diese bei rasselnden Mühlen zermalmten gelbes Getreide“. Handmühlen dieser Art, wir besitzen in unserm Museum solche aus Aegypten und Rumänien, werden heute noch vielfach gebraucht im Orient, in Nord- und Ost-Europa. (Taf. IX, Fig. 4 u. 5.)

Ähnliche Handmühlen beschreibt auch Keller²⁾ aus römischen Ansiedlungen der Ostschweiz. Der untere Stein, *meta*, ist oben etwas konvex, die Unterseite des Läufers, *catillus*, konkav. Eine eiserne Axe im Zentrum der Meta hält durch einen eisernen Bügel den Läufer in richtiger Lage. Zum Drehen dienten in seitliche eiserne Schlaufen des Läufers gesteckte Stöcke. Ähnliche römische Mühlen wurden auch in Frankreich gefunden und sind auch beschrieben vom Rhein von Behrens und Brenner.³⁾

¹⁾ Odyssee 7, 104—105. — ²⁾ KELLER, F., Die römischen Ansiedlungen in der Ostschweiz. Mitteilg. der antiq. Ges. in Zürich. Bd. 15, 1863—66, S. 53, Taf. I, Fig. 18. — ³⁾ BEHRENS und BRENNER, Ausgrabungen im Legionskastell zu Mainz während dem Jahre 1910. Mainzer Zeitschrift, Jahrg. VI. 1911. N. F. S. 104.

Auch die römischen Mahlsteine, wie wir sie wohl in der Schweiz in grösster Menge im schönen neuen römischen Museum von Brugg in ca. 20 ganzen Exemplaren neben reichlichen Bruchstücken vorfinden, und die zu untersuchen mir von den Herren Dr. Heuberger und Eckinger freundlichst gestattet wurde, haben ähnliche Dimensionen. Die Bodensteine, *metae*, messen 42—54 cm im Durchmesser, die Läufer, *catilli*, 44—46 cm. Die Dicke der Steine beträgt 7—16 cm. Das Material, aus dem sie gefertigt sind, ist ein Sandstein aus der nähern Umgebung von Brugg. Sie gehören nach den mir von den genannten Herren gemachten Angaben meist der in Vindonissa garnisonierenden XI. römischen Legion an und stammen aus der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr. Die Bodensteine sind oben durchwegs mehr oder weniger konvex, die Läufer entsprechend leicht konkav. An den Axenlöchern der Läufer sind überall noch die Löcher vorhanden, in denen die eisernen Bügel oder Traversen befestigt wurden, die über die Axenlöcher gelegt waren und zur Befestigung der eisernen Axe dienten. In einzelnen derselben sieht man noch den Zement, der sie hielt. (Vgl. Tafel VIII Fig. 3.) Bemerkenswert ist, dass bei mehreren von den 20 untersuchten Mahlsteinen auch der Bodenstein ein durchgehendes Loch, nicht nur eine blind endende Ein-senkung zur Aufnahme der Axe aufweisen. Die Axe, die den Läufer trug, ruhte also hier nicht auf dem Bodenstein, sondern perforierte ihn genau wie bei unserer Mühle von Raron. Es wird sich wohl auch um eine ähnliche Hebelvorrichtung gehandelt haben, um die Distanz der Mahlsteine und die Feinheit des Mehls zu variieren, wie sie unsere Mühle zeigt und wie davon Columella¹⁾ für die römischen Ölmühlen spricht. Das Drehen dieser Mahlsteine geschah vielfach mit einer exzentrischen Stange, die mit einem Gelenk in Löchern am Rande des Läufers und oben an einem Gestell oder an der Decke befestigt war, ähnlich wie dies bei den alten gallischen und manchen heutigen Handmühen z. B. in Galizien geschah.

Die Grösse der Mahlsteine variierte wohl zu allen Zeiten je nach dem Gebrauch, ob die Handmühle mehr stationär, in einem Hause oder Heerlager verwendet, oder ob sie auf Reisen und Heereszügen mitgeführt wurden.

¹⁾ COLUMELLA de re rustica lib. XII, Cap. 52.

Ein interessantes Bruchstück letzterer Art besitzt das Brugger Museum ebenfalls. Es ist dies ein Mühlsteinfragment (Durchmesser ca. 52 cm) aus Lava aus der Eifelgegend. Auf dem Rand (Dicke 5 cm) findet sich eingemeißelt ein >, was nach Angabe von Herrn Dr. Eckinger als Centurienzeichen zu deuten ist, welches auch auf Inschriften häufig vorkommt, daneben die Buchstaben BA, der Anfang des Namens des Centurio. Es ist wohl wahrscheinlich, dass die Kompagnie ihren Mühlstein von ihrem frühern Standort am Rhein in das Lager von Vindonissa mit sich geführt hat.

Handlicher und zum Transport bequemer waren die Handmühlen von rein gallischem Typus, wie sie in den Wohngruben der rein gallischen, von römischer Beeinflussung völlig freien, La Tène III angehörigen Niederlassung bei der Gasanstalt in Basel gefunden und jüngst genau von Major¹⁾ beschrieben wurden. Man nimmt an, dass diese Ansiedlung einem Stamm der Rauraker angehörte, der beim Auszug der Helvetier nach Gallien 58 v. Chr. dieselbe mit ihrer Fahrhabe verliess. Bodenstein und Läufer haben bei den hier gefundenen defekten und ganzen Mahlsteinen einen Durchmesser von 33—39 cm bei einer Dicke von 14—18 cm. (Taf. VII, Fig. 2.) Die Drehung des Läufers geschah, wie eine tadellos funktionierende Rekonstruktion einer solchen gallischen Handmühle durch Herrn Dr. K. Stehlin im hist. Museum in Basel zeigt, durch eine exzentrische, am Rande des Läufers befestigte nach oben an einen Rahmen gehende Lenk- oder Laufstange analog den polnischen, bosnischen oder galizischen heutigen Handmühlen. Typisch für diese gallischen Mühlen ist auch der Umstand, dass der Läufer den Bodenstein etwas überkragt, wodurch das über den konisch eingezogenen Bodenstein herabrieselnde Mehl sich in einem Ring um letzteren ansammelte. (Taf. VIII, Fig. 1.)

Diese rein gallischen Drehmühlenformen lösen denn auch die von Lindet²⁾ aufgeworfene Frage, ob die Erfindung der Drehmühle der römischen Invasion vorausgegangen oder ihr

¹⁾ E. MAJOR, Die prähist. (gallische) Ansiedlung bei der Gasfabrik in Basel (Fortsetzung). Anz. f. schweiz. Altertumskunde, N. F. XIX. Bd. 1917, S. 164 ff. Abb. 5—7. Vgl. auch H. STEHLIN, Die prähist. Ansiedlung bei der Gasfabrik in Basel. I. c. N. F. Bd. XVI. 1914, S. 11. — ²⁾ LINDET, Les Origines des Moulins à grains. Revue archéologique. 3 Série. Tome XXXV. 1899, p. 413 und Tome XXXVI. 1900, p. 17 ff.

gefolgt sei und erweisen seine Annahme, dass die gallorömischen Mühlen nur von den römischen abzuleiten seien, als unzutreffend. Vielmehr entwickelt sich die gallorömische aus der rein gallischen und den allmählig modifizierten römischen Formen der Mahlsteine.

Der gallorömische Typus konnte um so leichter entstehen, als auch die Kelten und Germanen scheibenförmige Mühlsteine hatten. Sehr verschieden war wieder der Typus der römischen Mühlen in Süd-Italien, wo diese, wie uns die wohlerhaltenen Mühlen von Pompeji zeigen, aus einer konvexen Meta bestehen, der ein sanduhrförmiger Läufer, Catillus, aufsass.

Der Typus der auch in Frankreich reichlich gefundenen gallorömischen Form besteht nach Lindet darin, dass der Bodenstein leicht convex erhöht ist, die Mahlfläche öfters etwas gekerbt; der Läufer ist teils platt, teils leicht konkav mit einer zentralen Öffnung, durch die eine eiserne oder hölzerne Traverse geht, auf der der Stein mittelst einer im Zentrum des Bodensteins fixierten Axe aufruhet. Neben der Traverse werden die Körner zwischen die Mahlflächen geworfen. Die Drehung des Läufers geschieht durch einen am Rand desselben horizontal oder vertikal befestigten Stock, auch durch einen oder mehrere Stangen, die vom Läufer zum Plafond des Raumes oder an einen Rahmen gingen.

Man sieht, mit Ausnahme des Drehungsmechanismus bei der Mühle von Raron stimmt dieser Typus durchaus mit letzterer sowie mit derjenigen von Binn überein. Zum Vergleich möge noch eine gallorömische Handmühle aus dem historischen Museum Bern, deren Abbildung ich der Freundlichkeit von Herrn Direktor Dr. Wegeli verdanke, beigelegt werden. Dieselbe wurde in Orpund gefunden; der Durchmesser des Bodensteins beträgt 42 cm, des Läufers 34,5 cm, Randdicke 8 cm. Die Analogie des Systems springt in die Augen. (Taf. VIII, Fig. 4.)

Diese gallorömische Handmühle verbreitete sich nach Lindet mit dem Beginn unserer Zeitrechnung in alle der römischen Herrschaft unterworfenen Länder, vor allem in Europa und darüber hinaus nach Nord-Afrika und bis Persien und Indien. Einfacher würde mir scheinen, die Handmühlen der letztgenannten Gebiete direkt von der griechisch-römischen

Urform herzuleiten, aus der auch der gallorömische Typus hervorgegangen ist.

Wie schon erwähnt, sind Handmühlen zum Mahlen des häuslichen Mehlbedarfs in der Schweiz und überhaupt in West-Europa — in England z. B. werden sie für das 14. und 15. Jahrhundert nur noch gelegentlich erwähnt ¹⁾ — heute kaum mehr im Gebrauch und die gallorömische Mühle von Raron dürfte wohl die letzte sein, die bis zur Gegenwart im täglichen Gebrauch stand, als ehrwürdiges Relikt eines Hausgerätes, welches seit Jahrtausenden als Basis der menschlichen Ernährung diente. In Ost-Europa hingegen, speziell in den Balkanländern, sind sie noch weit verbreitet und täglich verwendet. Länger und allgemeiner blieben auch bei uns in Funktion steinerne Handmühlen des gleichen Typus, wie sie zum Vermahlen von Gewürzen, Salz, auch von Farben und Glasuren dienten. Eine solche Gewürzmühle nach dem alten gallorömischen Typus besitzt die Sammlung des Herrn Dr. Th. Engelmann in Basel. Der Durchmesser der zwei Steine beträgt 19, resp. 18 cm, die Dicke 6 cm. Sie soll aus dem Kloster St. Peter bei Freiburg i/B. stammen. Zwei Glasurmühlen, wovon eine aus Binningen, besitzt auch die Basler Sammlung für Völkerkunde.

Salzmühlen als steinerne Handmühlen sind, wie schon erwähnt, noch im Gebrauch im Wallis, wo ich ebenfalls in Raron eine solche gesehen habe. Sie ruht auf einem kleinen Holzgestell und zeigt wie die von Binn die Eigentümlichkeit, dass der Bodenstein und der mit seitlichem Handgriff versehene Läufer in die runde entsprechende Höhlung eines dicken Brettes à niveau eingesenkt sind. Diese Konstruktion ist durchaus analog den heute noch im modernen Pfahlbau von Donja Dolina in Bosnien in jedem Gehöfte befindlichen Handmühlen. ²⁾

Endlich möge hier noch kurz ergänzend erwähnt werden, dass nach diesen primitiven von Menschenhand, auch etwa durch Tiere bewegten Handmühlen schon im Altertum im ersten Jahrhundert n. Chr. in Italien die von Vitruv erwähnten Wassermühlen aufkamen. Strabo erwähnt solche

¹⁾ DICKENMANN, Das Nahrungswesen in England vom XII—XV. Jahrh. Dissert. Zürich 1904, S. 24. — ²⁾ CURČIĆ, Rezente Pfahlbauten von Donja Dolina in Bosnien. Ergänzungsheft IX d. Zeitschrift für österr. Volkskunde. 1913. Taf. VI. Fig. 1.

schon vom Hof des Mithridates von Pontus. Unter Belisar im sechsten Jahrhundert wurden in Rom die Schiffsmühlen gebaut. Noch später ist die Erfindung der Windmühlen.

Kalebassen aus Flaschenkürbis.

Eine weitere Gruppe archaischer Hausgeräte, wie solche heute noch bei primitiven und Naturvölkern als wirkliche primitive Geräte weit über die Erde verbreitet sind, die mir aber für die Schweiz neu waren, sind die Kalebassen, die heute noch, wenn auch in raschster Abnahme im Gebrauch begriffen, noch an manchen Orten der Süd- und Südostschweiz nachweisbar sind. Sie mögen deshalb auch, bevor sie ganz verschwinden, hier kurz signalisiert werden. Es sind dies meist mit einem Hals, oft auch mit einem Tragband versehene Gefässe aus ausgehöhltem Flaschenkürbis, wie sie gebraucht wurden und teilweise noch werden, um Wein, Milch oder Wasser mit zur Arbeit aufs Feld zu nehmen. So fand ich solche, teilweise noch im Gebrauch im Bergell (Soglio), ebenso im Puschlav; im Veltlin sollen sie noch mehr im Gebrauch stehen. Ein Prachtsstück konnte ich in einem grossen Bauernhof in Castello bei Chiasso erwerben. Diese Kalebasse ist 63 cm lang, ihr grösster Umfang 74 cm, als Zapfen dient ein Maiskolben. Sie enthält 8 Liter und wurde bis vor wenigen Jahren gebraucht, um aus dem nahen „Grotto“ den für den täglichen Bedarf nötigen Wein zu holen. (Taf. X, Fig. 3.) Die Kalebasse scheint im Tessin am meisten verbreitet gewesen zu sein; man findet noch manche in alten Häusern, so in Gerra am Lago maggiore, wo der Gebrauch zurückging, weil sie keine Flaschenkürbisse mehr pflanzen und vor allem im Maggiatal. In Riveo und Someo wurden sie in den letzten Jahren noch vielfach gebraucht. Auch aus dem Bavenatal erhielt ich kleinere viel gebrauchte Kalebassen.

In Fusio erhielt ich aus einem alten nicht mehr bewohnten Hause einen originellen „bidone“, eine in Murmel-tierfell eingenähte Kalebasse, ein typisches Stück alt-schweizerischer Ethnographie. (Taf. X, Fig. 2.) Auch ganz kleine, teilweise mit primitiven Ornamenten versehene Kürbisflaschen, die ganz an westafrikanische Typen erinnern, fanden sich dort und sollen früher zur Aufnahme von Kirschwasser gedient haben.

Aus dem Münstertal erhielt ich durch Herrn Dr. Tramèr ein schönes Exemplar einer Kalebasse, jetzt noch gebraucht, welches aber aus dem nahen Tirol stammen soll, ebenso enthält die Sammlung Engelmann eine grosse Kalebasse aus Bozen.

Ausserhalb der Schweiz sah ich Kalebassen derselben Form noch im täglichen Gebrauch als Wassergefässe in Griechenland, auch in Italien kommen sie noch vor. An die weite Verbreitung dieser primitiven Art von Gefässen über die Erde überall, wo das Material dazu vorkommt, speziell in Afrika, wo sie mit allerlei Dekor versehen, eingeritzt oder in Brandarbeit, eine grosse Rolle spielen, sei hier nur erinnert.

Archaistische Züge in der Bauart.

Zum Schlusse dieser Ausführungen möge noch auf einige ursprüngliche Charaktere in der Bauweise im Tessin hingedeutet werden.

In der Umgebung von Bignasco, vor allem im Val Bavona, ist auffallend ein Vorkommen von ausgesprochenen „Abris sous roche“, in einer Häufigkeit, wie ich sonst nicht mich erinnere solche gesehen zu haben. Dieselben dienen allerdings gegenwärtig nicht mehr zu menschlichen Wohnungen, sondern als Käsekeller und Heustadel. Wir gehen aber wohl nicht fehl in der Annahme, dass in prähistorischer Zeit solche Bauten auch Menschen und Tieren Unterkunft bieten mussten, weshalb die in ihnen überlieferten archaistischen Züge ihrer Konstruktion auch heute noch unser Interesse erregen.

Bei den hier häufig herumliegenden grossen Felsblöcken früherer Bergstürze sieht man vielfach, wie der ganze unter dem oder den Felsen gelegene trockene Hohlraum benützt wird, um durch vordern Abschluss durch kleinere, aus losen aufeinander geschichteten, nicht durch Zement verbundenen Steinen errichteten Mäuerchen und eine einfache Holztüre ein allseitig abgeschlossenen höhlenartigen Raum herzustellen. Eine dabei oft angebrachte einfache Ruhebänk aus Stein oder Holz oder einige hier deponierte einfachste Hausgeräte machen aber doch für den Vorübergehenden oft die Illusion, als handle es sich um die wohl älteste Art der stabilen menschlichen Wohnung neben der eigentlichen Höhle, eben den Abri sous roche der paläolithischen und späteren Zeit und man wird

sich wieder des Jahrzehntausende überdauernden menschlichen ergologischen Konservatismus bewusst, der sich immer in gleich einfacher Weise für seine Bedürfnisse den von der Natur gegebenen Verhältnissen anpasst. (Taf. XI, Fig. 1 u. 2.)

Eine andere altertümliche, gerade im Tessin überraschende Bauweise, allerdings jetzt auch nur als Speicher, nicht für menschliche Wohnungen benützt, sind die im Maggiatal da und dort vorkommenden Walliserspeicher auf Holzsäulen, oben versehen mit den bekannten „Mausplatten“. Wie schon in meiner frühern Mitteilung angeführt,¹⁾ betrachte ich diese Pfahlbauspeicher als das letzte Ausklingen der neolithischen oder bronzezeitlichen Pfahlbauten auf festem Lande. Dass übrigens ein solcher Konservatismus der Bauweise nicht besonders zu überraschen braucht, wird uns wieder eindrucklich, wenn wir sehen, wie die rezenten Pfahlbauhäuser, die heute noch in Donja Dolina²⁾ im Überschwemmungsgebiet der Save in Bosnien Wohnhäuser für Menschen sind, wohl seit der Prähistorie eine Kontinuität der Bauweise bilden, wobei auch ihr primitiver Hausrat sich wohl nicht allzuviel von dem ihrer prähistorischen Vorfahren unterscheidet. Dort hat also wie im Kaukasus nicht nur der Speicher, sondern auch das Wohnhaus für die Menschen auf festem Boden seinen Charakter als Pfahlbau festgehalten.

Abgesehen von dieser Frage fällt aber diese Bauart im Gegensatz zu den andern Tessiner Heuspeichern mit Stallung, seien diese ganz aus Stein, oder seien sie aus Holz auf steinernem Unterbau errichtet, besonders auf. Das Zentrum dieser Pfahlbauten ist zweifellos Bosco, wo heute noch etwa 20 derselben stehen, die sich äusserlich von solchen des Wallis nicht unterscheiden. Sie sind meist mit einem unter ihnen angebrachten Stall kombiniert und haben in der Mitte ihres Bretterbodens einen Gang, der mit einer Art Beton aus Kalk und Sand versehen ist und zum Dreschen der allerdings jetzt in Bosco nur noch spärlich angebauten Gerste dient. Das Dreschen geschieht mit der oben beschriebenen Dreschkeule oder mit Stöcken.

Der Name dieser „Walliser Speicher“ ist *torba* und es ist von Interesse, dass wir in Bosco in alten Urkunden des Gemeindearchivs diese Bezeichnung schon in den Jahren 1333

¹⁾ L. c. S. 360 ff. — ²⁾ CURČIĆ, l. c. S. 35. 54. Taf. X.



Fig. 1.

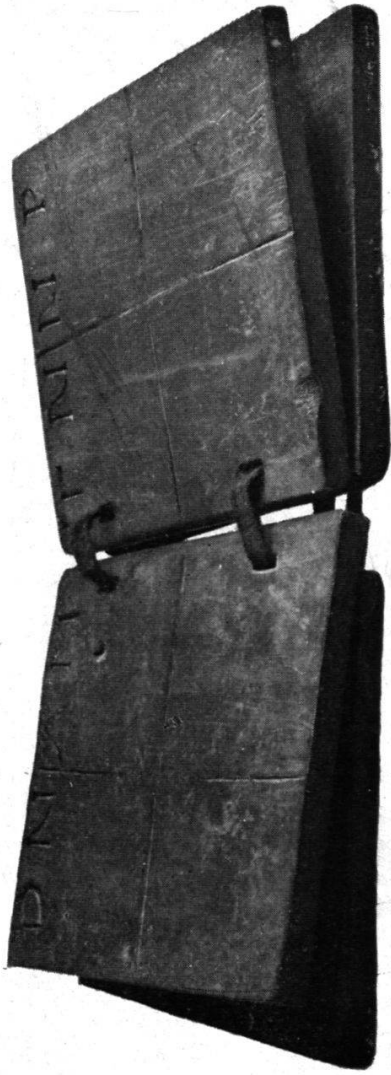


Fig. 2.



Fig. 3.



Fig. 4.



Fig. 5.

Fig. 1. Milchtessel aus Cimadura, Val Colla.

Fig. 2. «Còdesch del lat», Lü, Münstertal.

Fig. 3. Milchtessel von Soglio, Bergell.

Fig. 4 u. 5. Steinlampe der Chappelle de St. Théodule, Grimenz, Val d'Anniviers.
Museum für Völkerkunde, Basel.

Tafel II.



Fig. 1.



Fig. 2.

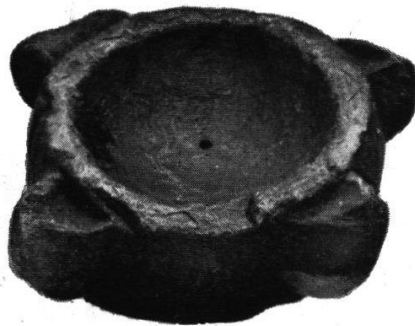


Fig. 3.



Fig. 4.



Fig. 5.

- Fig. 1. Steinlampe, Fusio, Lavizzara.
Fig. 2. Alte Minenlampe, Grimenz, Val d'Anniviers.
Fig. 3. Steinlampe, Grimenz, Val d'Anniviers.
Fig. 4. Steinlampen, Lötschental.
Fig. 5. Steinlämpchen «Glüsch», Silvaplana, Ober-Engadin.
Museum für Völkerkunde, Basel.

Tafel III.

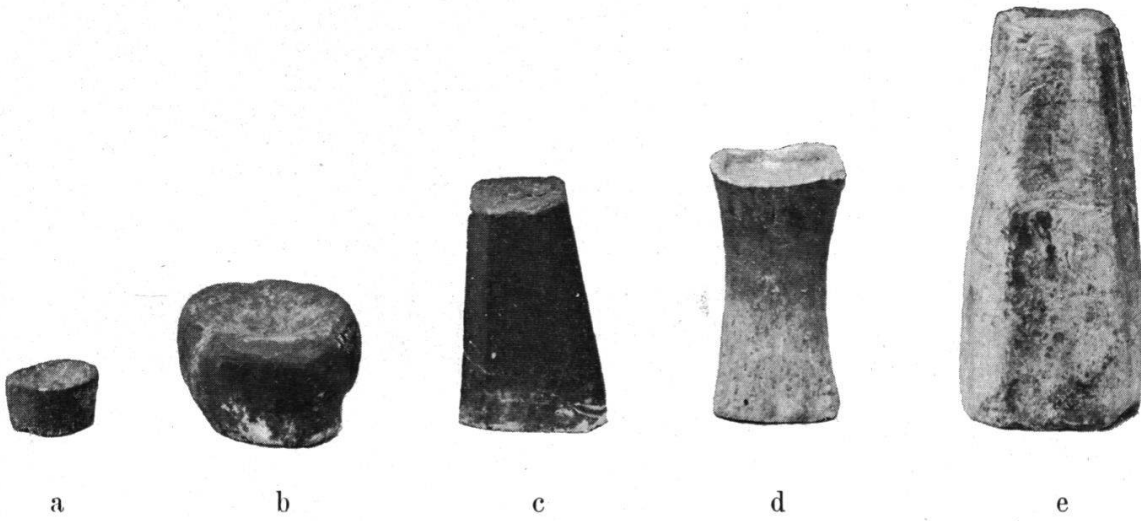


Fig 1.

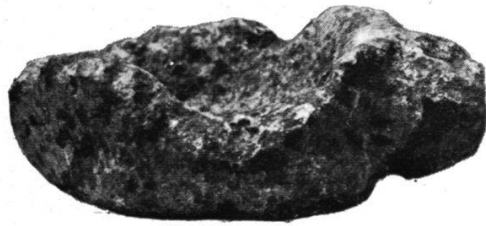


Fig. 2.



Fig. 3.

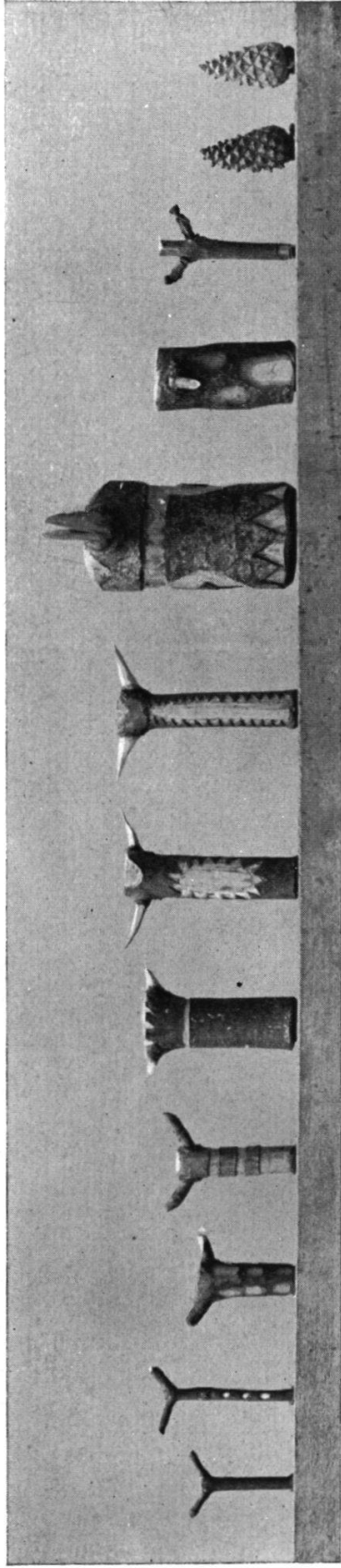
- Fig. 1. Steinlampen, Münstertal; c—e «téals». Museum für Völkerkunde, Basel.
Fig. 2. Prähistorische (?) Steinlampe, Gadmen. Histor. Museum Bern.
Fig. 3. Laveztopf, Caveragno, Vallemaggia. Museum für Völkerkunde, Basel.

Tafel V.



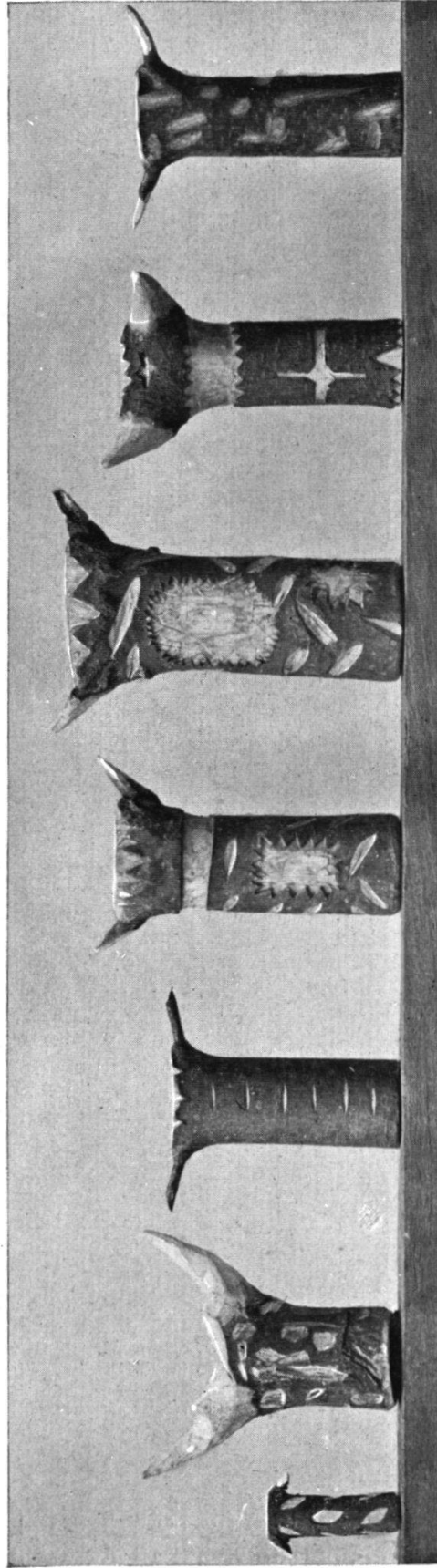
Prähistorische Birkenkerzen aus einem neolitischen Pfahlbau des Burgäschisee's.
Histor. Museum Bern.

Tafel VI.



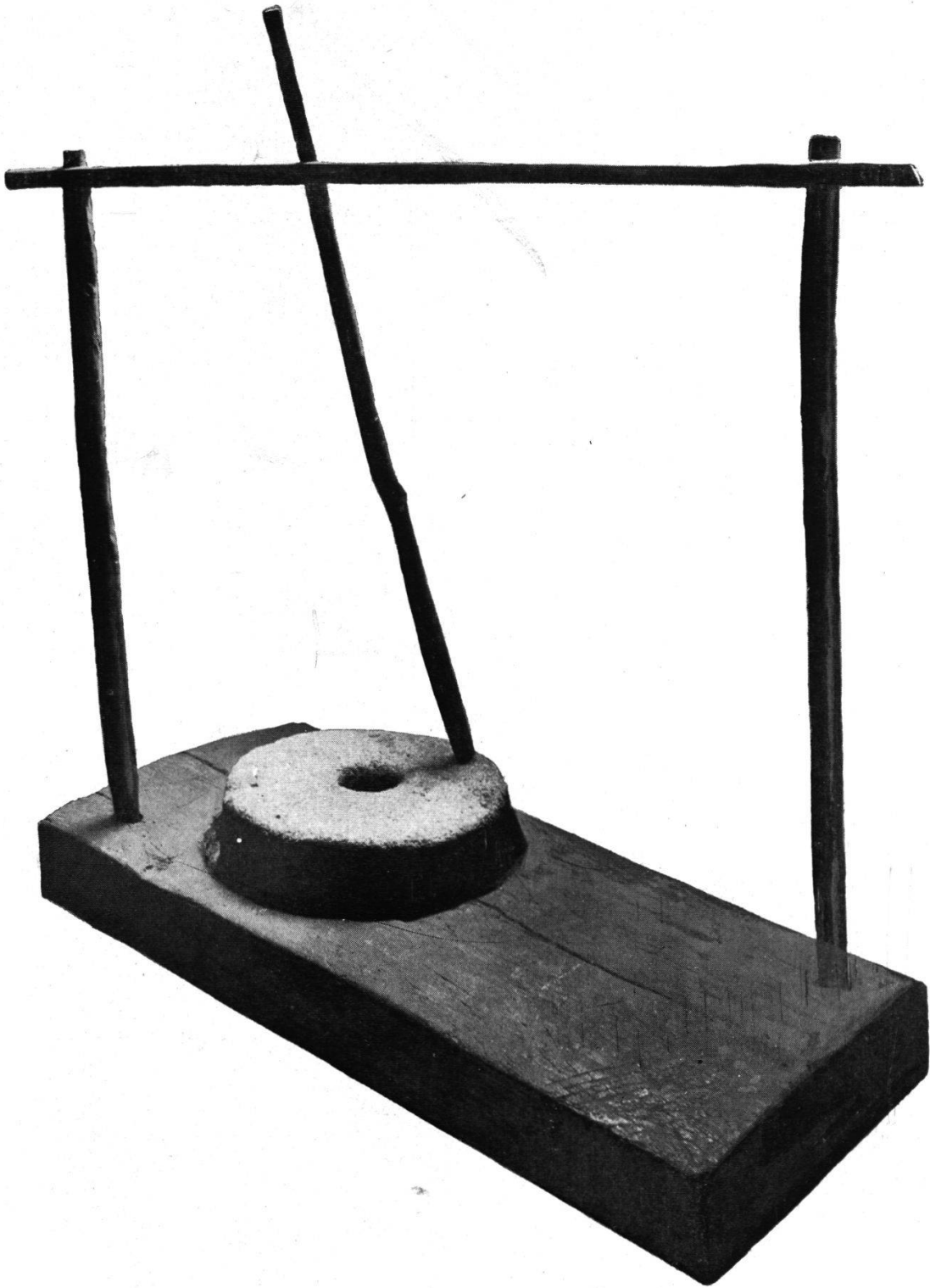
a

b



Spielzeugkühe, Muni, Kühe, Rinder und Kälber, a) Ziegen, b) Schafe von Saanen.
Museum für Völkerkunde, Basel.

Tafel VII.



Handmühle aus Galizien.
Museum für Völkerkunde, Basel.

Tafel VIII.

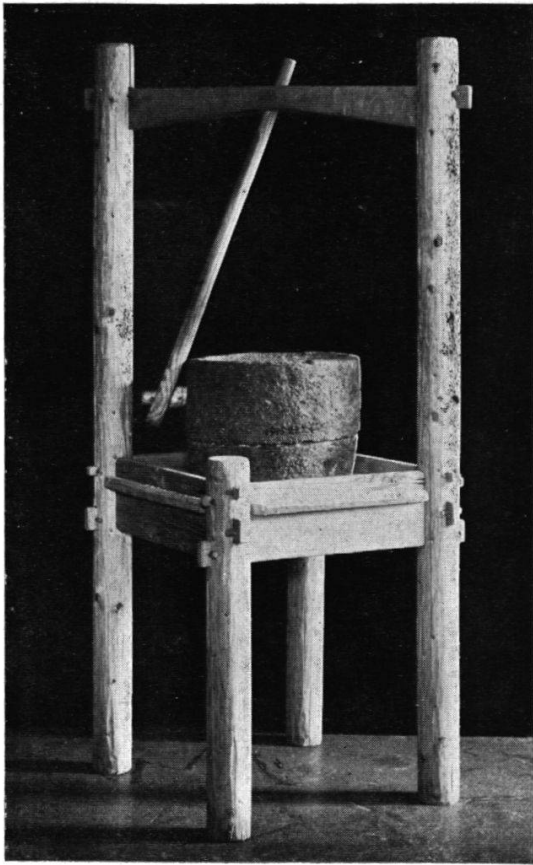


Fig. 1.

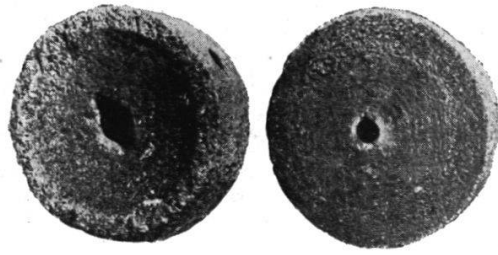
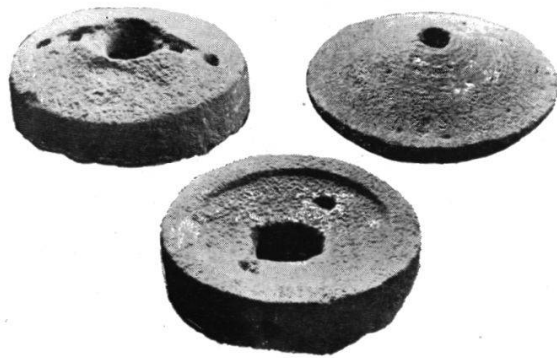


Fig. 2.

a

b



a

Fig. 3.

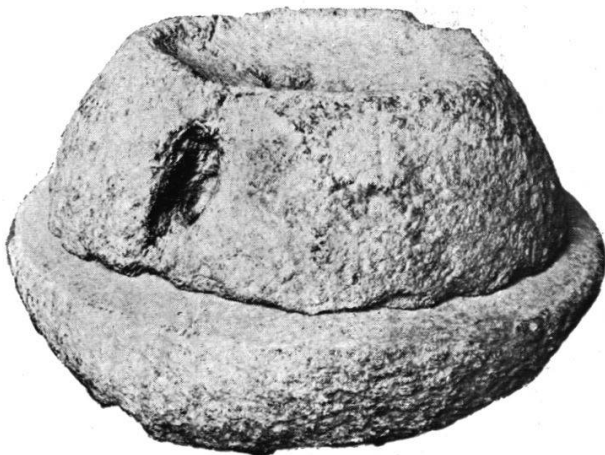


Fig. 4.

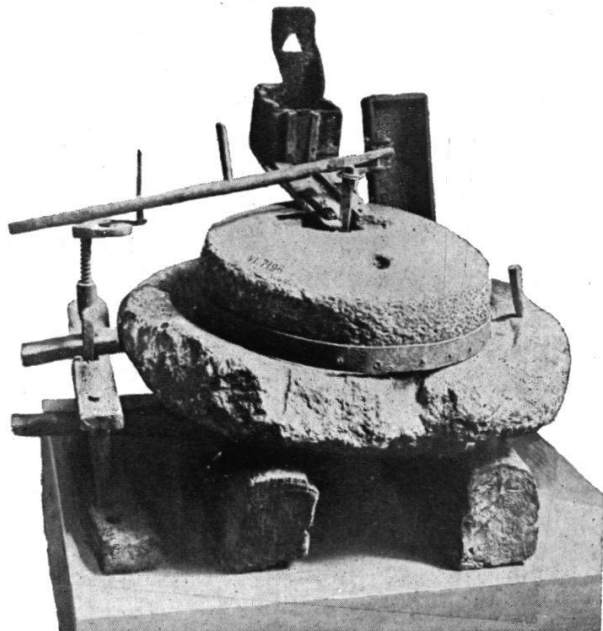
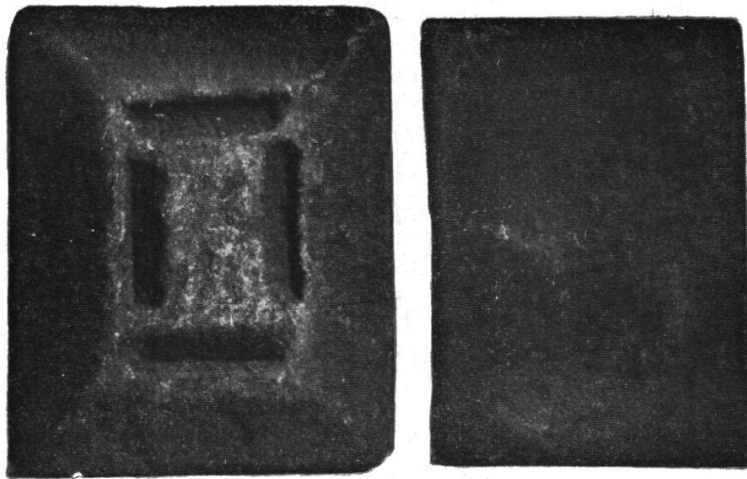


Fig. 5.

- Fig. 1. Rekonstruierte Handmühle der gallischen Niederlassung bei der Gasanstalt Basel, 1 Jahrh. v. Chr. Histor. Museum Basel.
 Fig. 2. Mühlsteine von ebendaher.
 Fig. 3. Römische Mühlsteine, römisches Museum Brugg, a Catillus, b Meta.
 Fig. 4. Gallorömische Mühle von Orpund. Histor. Museum Bern.
 Fig. 5. Handmühle von Raron, Wallis. Museum für Völkerkunde, Basel.

Tafel IX.



a

Fig. 1.

b



Fig. 2.



Fig. 3.



Fig. 4.



Fig. 5.

- Fig. 1. Backplatten, Val Bavona, Tessin, a Rückseite, b Backfläche.
Fig. 2. Focaccia, Brotflade aus Kastanien und Weizenmehl, Val Bavona.
Fig. 3. Handmühle, jetzt für Salz, früher für Korn gebraucht, Binental, Wallis.
Fig. 4. " aus Rumänien.
Fig. 5. " aus Kairo.

Tafel X.

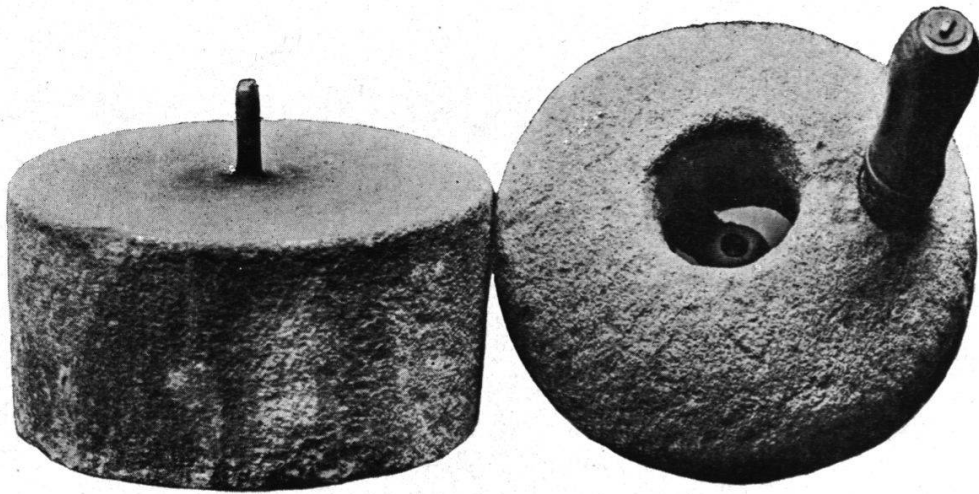
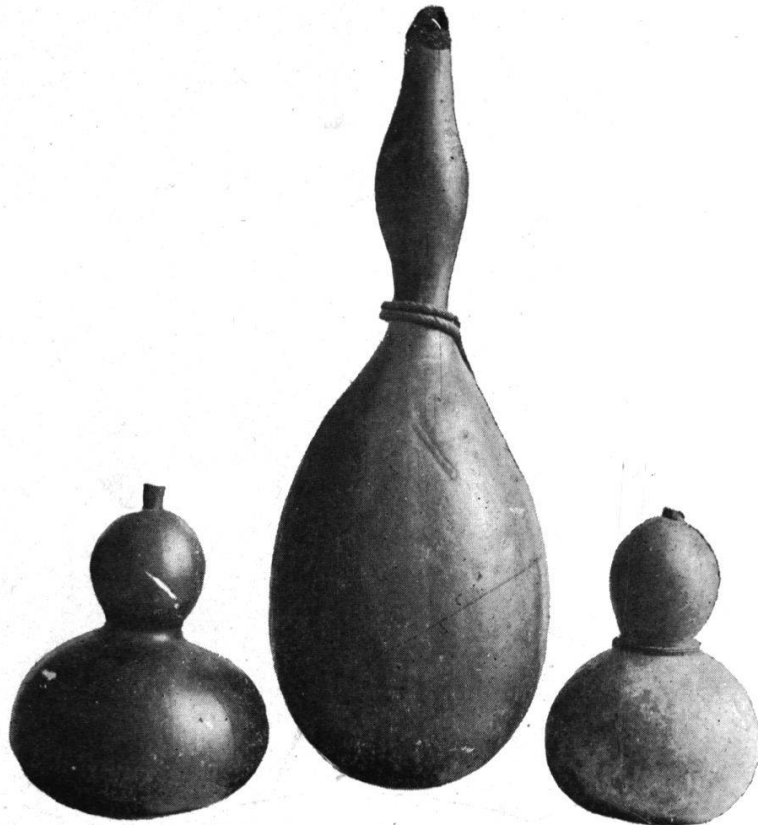


Fig. 1.



Fig. 2.



a

b

c

Fig. 3.

Fig. 1. Gewürzmühle. Sammlung von Dr. Th. Engelmann, Basel.

Fig. 2. «Bidone» aus Calebasse mit Ueberzug aus Murmeltierfell, Fusio, Lavizzara, Tessin.

Fig. 3. Kalebassen aus Flaschenkürbis.

a Bergell.

b Castello bei Chiasso.

c Münstertal.

Museum für Völkerkunde, Basel.

Tafel XI.



Fig. 1.

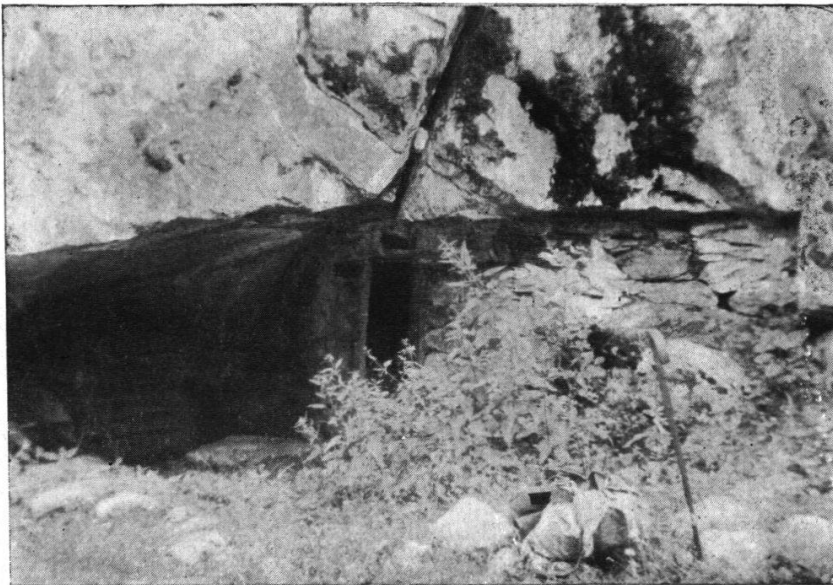


Fig. 2.

«Abris sous Roche», Val Bavona, Tessin.

Tafel XII.



Fig. 1.

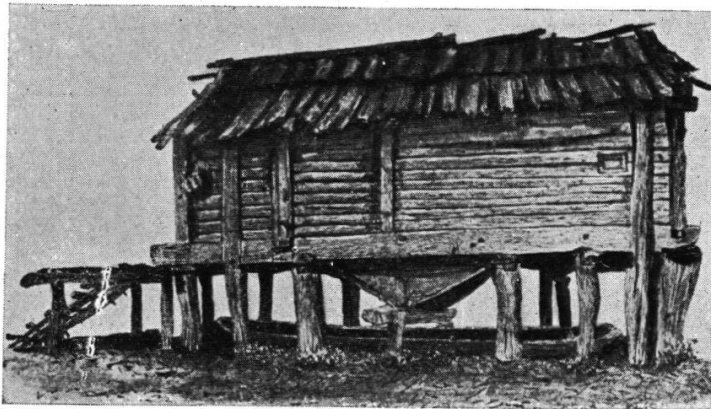


Fig. 2.

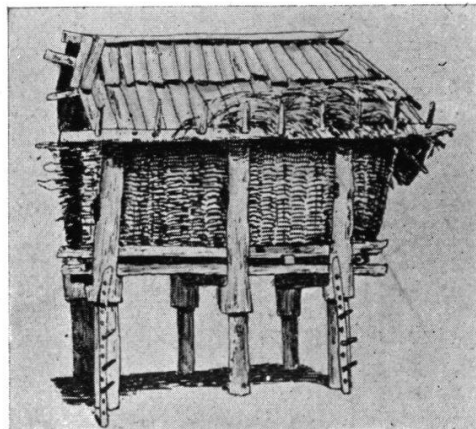


Fig. 3.

Fig. 1. Pfahlbauspeicher, Foroglio, Val Bavona, Tessin.
Fig. 2 u. 3. Bewohnte Pfahlhäuser, Donja Dolina, Bosnien. (Ergänzungsheft IX zu Band XIX der Zeitschrift für österr. Volkskunde, Wien 1913, S. 54 und Tafel X Fig. 2.)

und 1372 angegeben finden konnten. Das Wort *torba*, „Speicher“ ist, wie mir mein Reisegefährte in Bosco, Herr Dr. F. Fankhauser, der dasselbe im nachfolgenden Aufsatz dieser Zeitschrift bespricht, mitteilt, linguistisch-geographisch noch nie analysiert worden. Es ist von Hunziker¹⁾ nachgewiesen im Formazza- und Antigoriotal, sowie für einzelne Teile des Tessin und Misox. In Bosco wie auch im Maggialtal bezeichnet *torba* speziell die Walliserspeicher mit Stützen und „Mausplatten“, nicht die andern Speicher. Im Antigorio- und Bleniotal bezeichnet *torba* aber auch „Gemach im Oberstock“ und „Schlafzimmer“. Da das Wort nach seiner geographischen Verbreitung, wie aus den nachfolgenden Ausführungen von Dr. Fankhauser hervorgeht, ebenfalls eines jener vorrömischen prähistorischen Alpenwörter zu sein scheint, erhebt sich, wenn dies zutrifft, die Frage, ob in seiner Doppelbedeutung von „Walliser Speicher auf Pfählen“ und „Schlafgemach“ nicht noch eine letzte Erinnerung an das prähistorische Pfahlbauhaus des festen Landes durchschimmert, eines Pfahlbauhauses wie es z. B. heute noch in Bosnien existiert und bewohnt wird. (Taf. XII, Fig. 2 u. 3.) In diesen Fällen wäre also dieser prähistorische Pfahlbau unseres Landes nicht nur vergleichend ethnographisch, sondern auch linguistisch nachweisbar.

Es kann natürlich nicht zweifelhaft sein, dass die Bosker diese Bauart aus ihrer Walliser Heimat, als sie im 12. und 13. Jahrhundert in die Täler von Pommat und Bosco einwanderten, mitbrachten. Sie finden sich aber nicht nur hier, sondern vereinzelt auch im rein italienischen Sprachgebiet, so traf ich sie an in Cerentino, Bignasco, im Bavonatal in Foroglio (Taf. XII, Fig. 1) und Sonlerto, in der obern Lavizzara in Broglio und Peccia.

Wir sehen einzelne solcher Ableger übrigens auch im Berner Oberland, wo ich z. B. im Lauterbrunnental neben den gewöhnlichen Blockhausstadeln mit und ohne steinernen Unterbau zwei solcher Pfahlbauspeicher sah mit bis 40 cm hohen Stützen, allerdings ohne Mausplatten, die übrigens auch im Wallis nicht überall angebracht sind. Auch im Emmental finden sich solche Nachklänge, z. B. in Lützelflüh steht einer jener schönen alten Berner Speicher auf einem Balkenrost, der seinerseits auf ca. 30 cm hohen dicken Holzstützen

¹⁾ J. HUNZIKER, Das Schweizerhaus: Das Tessin. 1902, S. 149.

steht, je vier auf einer Längsseite. Es würde von Interesse sein, einmal genau kartographisch die Verbreitung dieser Pfahlspeicher in der Schweiz festzustellen. Es würde sich dabei vielleicht aus der geographischen Verbreitung ergeben, ob wir überall Walliser Einflüsse anzunehmen haben, oder ob etwa hier eine weiter verbreitete endogene Bauweise noch durchschimmert. Auffallend ist wieder, dass sie in einigen sicher von Wallisern ursprünglich besiedelten Gebieten wie im Hinterrheintal fehlen.

Wie wir sehen, stossen wir also nicht nur im Wallis auf Relikte uralter Kulturschichten, von denen sich ununterbrochene Fäden bis in verschiedene Tiefen der Prähistorie senken, sondern wir treffen diese Relikte alter schweizerischer Ur-Ethnographie auch noch reichlich in Graubünden und Tessin. Gerade der letztgenannte Boden dürfte nach dieser Richtung hin noch manche Schätze bieten bei näherer Explorierung. Der Besuch dieses schönen Stückes Schweizerlandes, welches dem Naturfreund auf relativ kleinem Gebiet die grössten landschaftlichen Gegensätze und Genüsse bietet, vom herben Nord seiner Hochgebirge bis zum wonnigen Süd seiner mediterranen Seegestade, wird auch dem Folkloristen und vergleichenden Ethnologen eine Fülle von Freude und Belehrung verschaffen.

ANHANG.

Zu tessinisch (valmagg.) *torba* „Speicher“.

(Vgl. oben S. 48—49.)

Auf Wunsch von Herrn Prof. L. Rütimeyer, mit dem ich im Sommer 1917 einige Tage im Maggiatal weilte, füge ich hier einen sprachlichen Kommentar bei, der sich auf das mir gerade zugängliche Material stützt. Das Wort *la torba*, das uns in Bignasco, Cerentino und Bosco für die auch dort, wenn freilich nur vereinzelt vorkommenden typischen „Walliser Speicher“¹⁾

¹⁾ Der allgemein verbreiteten Ansicht, der sogenannte „Walliser Speicher“ finde sich im Tessin nur in der Walserkolonie Bosco, muss damit entschieden entgegengetreten werden (siehe oben S. 47—50). Mit Unrecht bemerken C. SCHRÖTER und M. RIKLI, „dieser Gebäudetypus sei sonst dem Kanton Tessin völlig fremd“ (Botanische Exkursionen im Bedretto-, Formazza- und Boscotal, Zürich 1904, S. 59). Nach HUNZIKERS Angaben (siehe oben) und eigenen Beobachtungen kommt der „Walliser Speicher“ ausserdem noch vor in Cerentino, Cimalmotto, Bignasco, Foroglio, Sonlerto, Broglio, Peccia und Mogno, in grösserer Zahl (ca. 20) allerdings nur in Bosco. Auf diese Verbreitung im obern Maggiatal weist schon H. CHRIST, Vegetationsansichten aus den Tessiner Alpen, Jahrbuch des S. A. C. IX (1873—1874), S. 396: „Hier und da, wenn auch seltener als im Wallis, sieht man die hölzernen Scheunen auf Steinpfeilern stehen, welche in Pilzform nach oben mit breiten Steinplatten versehen sind, zum Schutz gegen die Ratten und Mäuse.“

angegeben wurde, fehlt, soweit ich sehe, in den gedruckten tessinisch-lombardischen Dialektwörterbüchern und ist auch in der philologischen Literatur nirgends behandelt worden. Dagegen finden wir es verschiedene Male im zweiten Band von Hunzikers Schweizerhaus, der dem Tessin gewidmet ist.²⁾ Nach Hunziker³⁾ existiert dieses Wort im Antigoriotal, im angrenzenden Bosco und obern Maggiatal, in der Gegend von Bellinzona mit Misox und Calancatal, und endlich im Bleniotal.

Die auf Stützen und Steinplatten ruhenden Walliser Kornspeicher, die im Pommat „Chorestadle“⁴⁾ genannt werden, führen im anstossenden italienischen Antigoriotal den Namen *torba*, *turba*.⁵⁾ „Stadel“ oder *turba* gibt Hunziker auch für Bosco an, während er für Bignasco und Peccia *torba* notiert.⁶⁾ Die gleiche Form verzeichnet M. Pometta für das dazwischen liegende Broglio.⁷⁾ Neben der im Tosatal meist üblichen Bedeutung „Speicher als Einzelgebäude“ belegt Hunziker daselbst auch die von „Gemach im Oberstock“ (in Rocco) und von „Schlafzimmer“ (in Mozzio und Putelata).⁸⁾ In Augio im obern Calancatal erscheint die *torba*, ein gewöhnlicher Speicher, als zweigeteiltes Einzelgebäude dicht hinter dem Stall, mit dem sie durch eine Laube verbunden ist.⁹⁾ Dasselbe bestätigt mir eine Frau für das nahe Rossa und beschreibt die dortige *torba* (Diminutiv *torbin* m.) als „Vorratsraum für Reis, Mais, Kastanien, Korn, Fleisch, Kleider“.

Im Bleniotal¹⁰⁾ findet sich die *torva* durchwegs im Hause selbst, meist zweigeteilt, und dient gewöhnlich als Schlafkammer. „Dasselbe gilt vom *torving* m. oder *torrō* m.,¹¹⁾ der, ein etwas grösseres Einzelgemach, bald an Stelle der beiden *torve*, bald zwischen Stube und Küche sich einschiebt (Madra, Scona, Ponte Valentino); er dient auch als Grümpelkammer (Dongio, Olivone). Es kommen ferner, wiewohl selten, einzeln stehende Speicher (*torving*) vor, mit Keller darunter und einem Estrich darüber. Sie haben quadratischen Grundriss, enthalten Korn und andere Lebensmittel, werden aber auch als Schlafgemach benutzt.“¹²⁾

²⁾ Aarau 1902. — ³⁾ l. c. S. 69, 74, 92, 97, 110; dazu Zusammenfassung S. 149—150. Abbildungen von „Walliser Speichern“ im Tosatal (Frutwald und Rivasco) Fig. 75b, 77; in Bosco Fig. 62 und bei SCHRÖTER und RIKLI, l. c. Taf. 8. — ⁴⁾ SCHRÖTER und RIKLI, l. c. S. 39. — ⁵⁾ Belege für Rivasco, Rocco, Mozzio, S. 92, 97. — ⁶⁾ l. c. S. 69, 74. Eine genaue Beschreibung des Bosker „Staduls“, der wie anderwärts seit dem Rückgang des Getreidebaues hauptsächlich für Heu gebraucht wird, gibt J. J. DICKENMANN in seinem sehr lesenswerten Vortrag „Gurin oder Bosco, die deutsche Gemeinde im Tessin“. N. Z. Z. 1906, erstes Morgenblatt von Nr. 280—284 (9.—13. Oktober), speziell Nr. 280. Eine Skizze der „più vecchi cascinnotti chiamati Stadel poggianti su una specie di trampoli“ bei A. BARAGIOLA, Il canto popolare a Bosco, Cividale 1891, S. 21. — ⁷⁾ Nelle prealpi ticinesi, Lugano 1917, Fig. 125. — ⁸⁾ l. c. S. 149. Putelata ist auf dem Simplonüberdruck der Siegfriedkarte unauffindbar. — ⁹⁾ l. c. S. 110, Abbildungen Fig. 90, 91. Im Schlussband (VIII, S. 11, Aarau 1914) gibt HUNZIKER *torba* auch für Mesocco an, während dieses Wort bei der Beschreibung des Misoxes (II. 114—120) fehlt. — ¹⁰⁾ Belege für Somasca, Scona, Marzano, Olivone, Dongio, Ponte Valentino, Malvaglia, Madra, Dandrio, S. 3, 4, 9, 12, 13, 18, 20, 26, 27, 29; mit Abbildungen und 15 Grundrissen. — ¹¹⁾ So geschrieben l. c. S. 26 und 149 (S. 149 ohne Angabe der Länge); dagegen *torō* S. 27 (im Text zu Fig. 29 a und b). — ¹²⁾ l. c. S. 149—150.

In Bellinzona und Grono bezeichnet nach Hunziker *tórba* f. einen „Speicher in den Alpen, eine Sennhütte“. ¹³⁾ Das Wort ist von Pellandini auch für Arbedo belegt in der Form *tulbra* „stanza del formaggio“. ¹⁴⁾ Für Lugano zitiert aus den 40er Jahren das handschriftliche Wörterbuch von Cherubini ¹⁵⁾ in ähnlicher Bedeutung *torbign* „stanzino da serbarsi il latte“. Die genaue heutige Verbreitung von *torba* und seinen Ableitungen im Tessin wird aus dem Material des vor 10 Jahren begonnenen Tessiner Idiotikon hervorgehen.

Aus der ältern Tessiner Literatur ist *torba* wenig nachzuweisen; eine Erwähnung der „Walliser Speicher“ habe ich darin überhaupt nicht gefunden. Das Wort fehlt nicht nur in den Beschreibungen des untern und obern Maggials von Leucht (1767) ¹⁶⁾ und Bonstetten (1796), ¹⁷⁾ sondern auch bei Schinz (1787), ¹⁸⁾ der sich sehr ausführlich über die „Wohnung des gemeinen Volkes“, wenn auch in erster Linie wohl nur im Sottoceneri, äussert. Wohl aber kennt es der aus Bodio in der untern Leventina stammende Frascini (1835) in der Blenieser Form *torva*, mit allerdings etwas abweichender Bedeutung. Er schreibt: ¹⁹⁾ „Auf den Berggütern (*monti*) haben die Bauern in einigen Örtlichkeiten des Cantons steinerne oder hölzerne Hütten, welche aus einem Stall für Schmalvieh, einer kleinen Küche und einer grossen Kammer bestehen. Ein solches Gebäude heisst auch wohl *torva*. In einiger Entfernung davon ist der — Für „einen grossen Speicher im Hause, der die Stelle der beiden *torve* einnimmt und als Schlafgemach dient“ kennt das Bleniotal nach HUNZIKER ausserdem einen besondern Ausdruck: *trūs* m. in Santa Maria (Lukmanier, in der Sennhütte), Olivone, Castro und Prugiasco; *trūs* in Scona. Dazu die Redensarten *dormir in trūs* (Castro, Scona, S. Simone) „schlecht, auf Stroh schlafen“, *andate dormer in trūs* (Madra) = „macht dass ihr fortkommt“; vgl. HUNZIKER II, S. 26 [mit Fig. 29 a], 31, 41, 149, 150. MONTI, Vocabolario dei dialetti della città e diocesi di Como, Milano 1845, p. 347 gibt für Blenio *trūs* „letto del porco, porcile“ an. DEMARIA, Curiosità del vernacolo bleniese, Bellinzona 1889, p. 53 kennt *trus* nur in der Bedeutung „bevuta“. — ¹³⁾ l. c. S. 110, 150. — ¹⁴⁾ Boll. stor. della Svizz. ital. XVIII (1896), p. 29. — ¹⁵⁾ Dizionariuccio ticinese-luganese-italiano (così di città come verso la Tresa e il Mendrisiotto) Francesco Cherubini compilò in ottobre 1845 [Nachträge von 1846, 1847 und 1849], zitiert von K. BRÖSEL, Die betonten Vokale der Sprache im Kt. Tessin südlich vom Monte Cenere, Diss. Halle 1901, S. 88. Zu CHERUBINIS Dizionariuccio vgl. eine Bemerkung von ASCOLI, Arch. glottol. ital. I (1873), p. 268, und die Angaben von SALVIONI: Boll. stor. V (1883), p. 200 und in der scharfen Kritik über BRÖSEL, Boll. stor. XXIII (1901), p. 142, aus der die angeführte (korrigierte) Angabe des Titels stammt. — ¹⁶⁾ Beschreibung der ehnetbürgisch schweizerischen Vogtey Luggarus anno 1767 von Landvogt LEUCHT. Basel 1895. — ¹⁷⁾ Neue Schriften III. Kopenhagen 1800. — ¹⁸⁾ Beyträge zur nähern Kenntniss des Schweizerlandes, Zürich 1783—1787, V. Heft, S. 548—558. — ¹⁹⁾ Der Canton Tessin (Gemälde der Schweiz XVIII), St. Gallen und Bern 1835, S. 123. In der stark erweiterten italienischen Ausgabe (La Svizzera italiana di STEFANO FRASCINI Ticinese, 3 Bände, Lugano 1837—1840) fehlt das Wort im Kapitel über das Leventiner Haus I. 197—199. Es wäre interessant zu wissen, ob es sich auch findet in FRASCINIS leider Manuskript gebliebenen Vocabolario leventinese (in der Biblioteca Ambrosiana zu Mailand). Vgl. zu diesem ASCOLI (der es „largamente“ benutzte), Arch. glott. I. 259 und SALVIONI, Boll. stor. V (1883), p. 200.

Heuschober nebst dem Stall für's Rindvieh“. Eine vorzügliche Abbildung eines „Walliser Speichers“ seines Heimatdorfes Broglio gibt M. Pometta²⁰⁾ mit folgender Beschreibung: „Un fienile pensile (*torba*), di là dal fiume, nella sua tipica e pittoresca struttura; poggiato su quattro tronchi di colonna, rigonfi a fungo, senza plinto e col capitello ridotto ad un pianetto, a foggia di un echino rovesciato, e sotto una trabeazione liscia. Sotto, nel pianterreno, la stalla. La scaletta esteriore, di accesso al fienile, è in parte diroccata.“

Von historischen Dokumenten habe ich umsonst durchgesehen die im Bollettino storico publizierten Statuten von Brissago, Intragna, Pedemonte, Daro, Biasca,²¹⁾ die von A. Heusler herausgegebenen Statuten des Maggia- und Bleniotales und von Bellinzona,²²⁾ und die von K. Meyer veröffentlichten Blenieser Urkunden.²³⁾ Dagegen habe ich das Wort *torba* in zwei Dokumenten des Bosker Gemeindecarchivs gefunden. So heisst es 1372: „et cum medietate unius *torbae*“, und in der italienischen Zusammenfassung einer lateinischen Urkunde von 1333: „A Locarno Martino de Crepo, figlio di Zanino sindaco a nome della commune di Bosco dà in affitto eterno un pezzo di terreno con una *torba* nel sito di Pasquelada a Michaele figlio di Gualtore detto Frati“.

Als Flurname erscheint *torba* auch zu oberst im Maggiatal im Namen der grossen Alpweide Campo la Torba, 1580—2600 m Höhe (Gemeinde Airole und Fusio),²⁴⁾ deren Benennung nach der Bodengestalt unmöglich als „Torfeld“ gedeutet werden kann, wie H. Christ²⁵⁾ und J. V. Widmann²⁶⁾ annehmen. Die Bezeichnung dürfte sich wohl auch anderwärts in der tessinischen Toponomastik finden,²⁷⁾ entsprechend den vielen „Speicher“-Namen der deutschen Schweiz.²⁸⁾

²⁰⁾ Nelle prealpi ticinesi, Lugano 1917, Fig. 125. Die gleiche *torba* findet sich als „cascina valmaggese“ auch in A. GALLI's für die Primarschulen bestimmten Testo-Atlante di geografia del Cantone Ticino, Lugano 1915, p. 39. — ²¹⁾ Boll. stor. Band IV, X, XI, XXII, XXVI, XXXI. Zur sprachlichen Ausbeute dieser Statuten vgl. SALVIONI, Boll. stor. XIX (1897), p. 133—170 und GUARNERIO, ibid. XXXIII (1911), p. 1—12. — ²²⁾ Zeitschr. f. schw. Recht, N. F., Bd. XVIII—XX, XXVI, XXVIII. — ²³⁾ Blenio und Leventina von Barbarossa bis Heinrich VII. Luzern 1911. — ²⁴⁾ Geogr. Lexikon der Schweiz I. 411; vgl. auch E. PLATZHOFF-LEJEUNE, La Suisse italienne, Lausanne [1911], S. 57 (mit Abbildung). FRANSCINI, Der Canton Tessin, S. 147, 344, 380 und La Svizzera italiana I. 240, III. 198 nennt die Alp Campo la Torva, entsprechend der von ihm zitierten Leventiner Form *torva* (siehe oben S. 52). Dagegen: Campo la Torba in La Svizzera italiana III. 136. — ²⁵⁾ Jahrbuch S. A. C. IX (1873—74), S. 406. — ²⁶⁾ Spaziergänge in den Alpen, 5. Aufl., Frauenfeld 1909, S. 249. Es fragt sich überhaupt, ob das in Italien erst seit dem Ende des 17. Jahrhunderts aus Frankreich eingeführte *torba* „Torf“ in den Tessiner Dialekten autochthon ist; vgl. BERTONI, L'elemento germanico nella lingua italiana, Genova 1914, p. 209. — ²⁷⁾ Aus Oberitalien zitiert das NUOVISSIMO DIZIONARIO dei comuni e frazioni di comuni del regno d'Italia, Milano [1913], p. 726 ein *Torba* aus der Gegend von Varese, *Torbe* von Verona, *Torbi* von Genua und zwei *Torbole* von Brescia. Für die Ableitung dieser Namen, deren Zugehörigkeit zu *torba* „Speicher“ nicht ohne weiteres feststeht, kommt auch oberitalienisch *torbo*, *torba*, *torbola* „trüb“ in Betracht, wie es OLIVIERI, Studi sulla toponomastica veneta, Studi glottologici italiani III (1903), p. 154 für *Torbe* in den

Das Bündner Oberland kennt für „Speicher als Einzelgebäude“ eine Ableitung von *torba* und schliesst sich damit sprachlich und geographisch eng an die im Bleniotal heimischen Formen *torva*, *torving*, *torrō*. Die romanischen Wörterbücher geben folgendes Material: Conradi (Zürich 1823), S. 247 *truaisch* „Speicher“; Carisch (Chur 1848 und 1887), S. 169 *truaisch* m. „Speicher“, im Nachtrag S. 51 *truasch* m. „In Waltensburg: Speicher, d. h. ein eigenes Gebäude, worin die Reichen unten Käse und Butter, oben, im zweiten Stock, das Korn aufbewahren“; Carigiet (Bonn-Chur 1882), S. 366 *la truaisch* „der Speicher, Gaden, kleiner Anbau zur Aufbewahrung verschiedenen Vorrats“. Für Disentis zitiert J. Huonder²⁹⁾ *truaiš* „Speicher“. Dazu bietet Hunziker³⁰⁾ im Band über Graubünden mehrere Formen,³¹⁾ die ich von Westen nach Osten anführe: *truaiš* Sedrun, Curaglia,³²⁾ *trueš*, *trōš*³³⁾ Rueras, Plata, *truasš* Waltensburg, Luvis. In Tersnau bedeutet *truāš* „grösserer Speicher für Kleider und Esswaren“ (*arkün* dagegen „kleinerer Speicher für Korn“), *truasš* in Flims „kleines Blockhaus für Geräte in den Alpen“; in Luvis ist *truasš* der Name des „Speichers“, aber auch der „Sennhütte mit Keller und Wohnung“. *trueš* im Tavetsch bezeichnet auch die „Vorratskammer neben der Küche“, *trōš* in Laveira, Vallata, Brigels den „Speicher im Hause“.

Weiter östlich, mit Hauptsitz in Zentralbünden, und unmittelbar an *truaisch* „Speicher“ anschliessend, kommt das gleiche Wort in der Bedeutung „Brunnen, Brunnentrog“ vor.³⁴⁾ Man vergleiche *truasch* „Brunnen“ (Conradi, S. 247), *truasch* m. „Brunnen“ (Carisch, S. 169; dazu im Nachtrag S. 51

XIII Comuni und für *Rettorgole* im Vicentinischen (Caldogno) annimmt. Die zwei *Torbole* von Brescia verbinden sich mit *Torbole* bei Riva am Gardasee, das PRATI, Ricerche di toponomastica trentina, Supplem. 2^o della Pro Cultura I, Rovereto 1910, p. 45 von [aquae] **turbulae* ableitet, während SCHNELLER, Tirol. Namenforschungen, Innsbruck 1890, S. 23 diesen Namen, sowie ein *Torbole* bei Brescia (841: ad *Turbulas*) zu lat. *turba* „Schar“ stellen möchte. Den Hinweis auf das NUOV. DIZ., auf OLIVIERI und PRATI verdanke ich Herrn Prof. Jud. — ²⁸⁾ z. B. Speicher, Speicherschwendi, Speicherstein, Spicherbergalp, Spichermatt im Geogr. Lex. V. 648. Zu den *granica-Grenchen*-Namen der deutschen Schweiz, den *spicarium*-Namen Nordfrankreichs und des angrenzenden Deutschlands vgl. Jud, Zeitschr. f. rom. Phil. XXXVIII (1914), S. 60, n. 1 und 4. — ²⁹⁾ Rom. Forsch. XI (1901), S. 444. — ³⁰⁾ Schweizerhaus III, Graubünden, Aarau 1905, S. 77, 79, 83, 87 und Zusammenfassung S. 261. Fig. 84 Abbildung eines *truaiš* von Sedrun, bestehend aus Keller, Vorratsraum und einem Zimmer im Oberstock; Grundriss Fig. 88 b. — ³¹⁾ Entgegen der Angabe des oberländischen Wörterbuches von CARIGIET (siehe oben), kennt Hunziker nur maskuline Formen. — ³²⁾ *trōais* Rabius mit *s* ist wohl Druckfehler. — In Sedrun notiert HUNZIKER III. 79 für „Speicher im Hause“ statt *truaiš* den mir unverständlichen Ausdruck *lavōrō-torre* (Druckfehler?). — ³³⁾ l. c. S. 77 und 87 *truēš*, *troēš* geschrieben. — ³⁴⁾ Auf diese Doppelbedeutung macht schon CHR. KIND aufmerksam, der Anz. f. Schw. Gesch. u. Altertumskunde IV (1858), S. 7 schreibt: „Ich füge bei, dass das Wort *torba* in seiner Form *truaisch*, *truasch* jetzt noch in verschiedener Bedeutung vom romanischen Volk gebraucht wird. Im Oberland, wo das Wort *truaisch* auch noch als Familienname gebräuchlich ist (wie *Solēr* = *Solarium*), bedeutet es „Schopf“, während im Schams *truasch* von dem Dorfbrunnen gebraucht wird.“

truasch m. „Dorfbrunnen“ [im Gegensatz von *fontauna* „Quelle“].³⁵⁾ Weitere Formen zitiert Hunziker³⁶⁾ für „viereckige, verzinkte Holztröge“: *truaš* m. in Ilanz, Digg b. Trins, Sils i/D., Lenz; *turvaš* f. (?) in Andeer.³⁷⁾ Für einzelne Orte wird ausserdem noch angegeben: *trwäs* „steinerner Brunnentrog“ in Salux,³⁸⁾ *truäsch* f. „Brunnen“ in Filisur (Carisch, S. 169), *trwěš*,³⁸⁾ *truesch* m. „Brunnen“ in Bergün = *bügl* (Pallioppi).³⁹⁾ Dem Engadin ist *trua(i)sch* „Speicher“ und „Brunnen“ vollständig fremd. Wohl aber findet sich im Bergell veraltetes *trwěš* „Brunnen“,⁴⁰⁾ das Monti⁴¹⁾ aus einem Bergeller Manuskript als *troväs* „vaso grande di fontana“ verzeichnet.

Das oberländische *truaisch* „Speicher“ ist seit der Karolingerzeit belegt und erscheint mehrmals im Testament des Churer Bischofs Tello, der im Jahre 766 seine Güter dem Kloster Disentis vermacht.⁴²⁾ Zitiert wird das Wort

Der *truasch* genannte Brunnentrog scheint immer viereckig zu sein, steinern oder hölzern mit Verzinkung (siehe oben). Der aus einem Baumstamm gehöhlte Brunnentrog führt gewöhnlich die Bezeichnung *büt*, *bet*, vgl. HUNZIKER III. 262 und JUD, Bull. de dial. rom. III (1911), p. 73. —³⁵⁾ Fehlt bei CARIGIET (surselvisch-deutsch), während HUNZIKER neben 3 nidwaldischen Orten auch das obwaldische Ilanz zitiert (siehe oben). —³⁶⁾ l. c. S. 262. —³⁷⁾ So l. c. S. 146, 262; dagegen notiert HUNZIKER, S. 262 für Andeer *truaš* in *bitšę della* (?) *truaš* „Brunnenstock“ (*pitšę-truaš* in Lenz). *truasch* gibt auch KIND für das Schams (siehe Anm. 34). *turvasch* finde ich sonst nirgends; das Wort fehlt bei J. LUZI, Lautlehre der sutselvischen Dialekte, Diss. Zürich, Erlangen 1904. —³⁸⁾ JUD, Bull. de dial. rom. III (1911), S. 73, n. 3; vgl. dazu den Saluxer Flurnamen *Truaschmez* „part an mez vischnanca, quartier“ (Annalas Soc. reto-rom. III (1888), p. 357), auf den mich Jud aufmerksam macht. — Die alten Brunnen von Sur (Oberhalbstein) beschreibt J. A. BÜHLER für das 15. Jh. folgendermassen: „Las *truaschs* eran da primitiva construcziun e consistevan be in üna pütga (pütta) cun ün corn da lenn et un bügl, dal qual l’aua fluiva a siu plascher per ils trutgs del vitg, scavand qua e là bels dutgs (duochs) e vaus e fagend aschia la comunicaziun nel vitg fitg stentusa.“ Annalas Soc. reto-rom. IV (1889), p. 313. —³⁹⁾ Dizionari dels idioms romauntschs, Samedan 1893—95, p. 771. Unter *bügl* m. zitiert PALLIOPPI, S. 118: „Brunnen, Brunnentrog oder -kasten, Dorfbrunnen (Bergün *truesch*)“. —⁴⁰⁾ Vgl. GUARNERIO, Rendiconti Ist. Lomb. XLII (1909), p. 975—976. Mit ital. *vasca* „Brunnentrog“ hat sich das Wort gekreuzt in der Form *truvasca*, die Guarnerio aus einem Bergeller Gemeindereglement des 17. Jahrh. belegt. [Eine andere Deutung von *truvasca* gibt SALVIONI, Rev. de dial. rom. II. 399]. Nach freundlicher Mitteilung von Dr. W. v. Wartburg dürfte die Form *trwěš* von Tierarzt Giovanoli in Soglio stammen, der sie nur aus Urkunden kenne, aber nie gehört habe. Hingegen erinnern sich alte Leute in Bondo, dass dort um 1850 *trwěš* noch gebräuchlich war. Heute heisst der steinerne Brunnentrog *brona*, der hölzerne *büt* (vgl. HUNZIKER III. 262: *brone* und *büt* für Vicosoprano). *trwěš* ist nirgends mehr im Gebrauch (nach v. Wartburg). —⁴¹⁾ Appendice al Vocabolario dei dialetti della città e diocesi di Como, Milano 1856, p. 121. ⁴²⁾ Abgedruckt bei TH. v. MOHR, Codex diplomaticus [ad historiam Raeticam], Bd. I, Cur 1848—1852, S. 10—18 (Anm. S. 18—20). Vgl. dazu P. C. PLANTA, Das alte Raetien, Berlin 1872, S. 284—300 und den Abdruck des Textes S. 443—448; P. C. PLANTA, Gesch. v. Graubünden, 3. ed., Bern 1913, S. 15—18.

in den latinisierten Formen *torbaces*, *torbacibus*, *torbace*. Dass es „Speicher“ oder „Vorratsräume“ bedeutet, ergibt sich ziemlich klar aus dem Text, der eine Menge rätoromanischer Hausbezeichnungen enthält.⁴³⁾ Bischof Tello, früher Abt von Disentis, besass solche *torbaces* in seinen Höfen (*curtes*) von Sagens, Brigels, Schlans, Ruschein und in den Hofdörfern (*villae*) von Ilanz und Obersaxen, also in einem Gebiet, das genau mit der heutigen Ausdehnung von *truaisch* „Speicher“ übereinstimmt.⁴⁴⁾

An die Bergeller Form *truvěš* (*trovas*) „Brunnentrog“ formell und begrifflich sich lehrend, erscheint am Südostrand der Alpen vom Bergamaskischen bis ins Friaulische ein Wort mit der Bedeutung „Krippe des Viehs“. Die Hauptformen sind: ostmailändisch (Grenze Bergamo) *travis*, *tervis*,⁴⁵⁾ bergamaskisch *trais*, *treis*, *trois*,⁴⁶⁾ altberg. *la trevis*, brescian. *treis*,

⁴³⁾ Ich zitiere folgende Stellen: „*curtem meam in Secanio (= Sagens) . . . circa curtem stabulum, tabulata, torbaces, vel alia hospitalia, vel cellaria . . .*“ (MOHR, p. 12, PLANTA, p. 444); „*Item super Saxa (= Obersaxen) villam meam cum casa, cum tabulata, cum torbacibus, cum orto . . .*“ (MOHR, p. 14, PLANTA, p. 445); „*Item in Rucene (= Ruschein) curtem meam cum sala cum cellario, cum caminata, cum solario, cum torbace, cum stabulo, cum bareca, cum tabulata, cum orto . . .*“ (MOHR, p. 15, PLANTA, p. 446). — ⁴⁴⁾ DU CANGE, *Glossarium mediae et infimae latinitatis*, Paris 1840—1850, VI. 608, s. v. *torbac*. kennt das Wort nur aus Bischof Tellos Testament, das nach den *Annales Benedictorum* II. 708 zitiert wird. Der Herausgeber G. A. L. HENSCHEL verweist auf den mit Erläuterungen versehenen Abdruck in A. Eichhorns *Geschichte des Bistums Chur [Episcopatus Curiensis, St. Blasien 1797]* und fügt erklärend bei: „*frugum repositoria vel granaria, Rhaeti vocant Torwasch. Ita Eichhorn in Episc. Curiens. Cod. Probat. p. 5, not. L.*“ Die Neuauflage von DU CANGE (Niort 1883—1887) gibt VIII. 125 einen unveränderten Abdruck.

Zur Erklärung von *torbaces* bemerkt MOHR, *Codex diplomaticus*, p. 19: „*torbaces* ist vielleicht das heutige *truaisch*, das eine Vorratskammer in einem eigenen Anbau bedeutet.“ Mit dem Wort beschäftigte sich auch CHR. KIND, *Anz. f. Schw. Gesch. und Altertumskunde* III (1857), S. 40, der bei der Erklärung „*einzelner rätselhafter Ausdrücke in churrätischen Urkunden*“ Mohrs Vermutung bestätigt, aber das Merkmal „*eigener Anbau*“ nicht für konstant hält. Aus der Reihenfolge „*torbaces vel alia hospitalia*“ (siehe Anm. 43) schliesst HUNZIKER III. 328, „*dass diese Speicher, wie die torba im Bleniotal, als Schlafgemach (für Gäste) dienen.*“ PLANTA, *Das alte Raetien*, S. 300, äussert sich zur Sprache des Testaments folgendermassen: „*Erwähnenswert ist, dass sich im Testament eine Menge, offenbar der damaligen römischen Volkssprache entlehnte Ausdrücke finden, die sich fast unverändert im heutigen Romanischen erhalten haben, z. B. . . . torbaces, rom. torbaisch oder truaisch (Vorratskammer)*“. Ob *torbaisch* wirklich noch vorkommt oder nur als alte Übergangsform von Planta angesetzt ist, bleibe dahingestellt; vgl. immerhin oben S. 55 die von Hunziker für Andeer zitierte Form *turvaš* „Brunnentrog“. — ⁴⁵⁾ SALVIONI, *Romania* XXVIII (1899), p. 108. CHERUBINI, *Vocabolario milanese-italiano*, Milano 1839—1856, notiert III. 444 „*travis per tarvis*“. — ⁴⁶⁾ TIRABOSCHI, *Vocab. dial. bergam.* 2, Bergamo 1873, p. 1374. *treis* bei ROSA, *Dialetti, costumi e tradizioni delle province di Bergamo e di Brescia*, 2^a ed., Bergamo 1857, p. 75. *treis*, *trois* nach ETTMAYER, *Bergam. Alpenmundarten*, Leipzig 1903, S. 59.

treviz,⁴⁷⁾ oder *trevis*, *travis*, *trois*,⁴⁸⁾ cremon. *trevis*, *travis*,⁴⁸⁾ piacent. *travisa*.⁴⁹⁾ Südtirol: *treš*, *trejš*,⁵⁰⁾ in Ponte im Sulzberg *traiš* neben *parčes*;⁵¹⁾ in Valvestino *trajžal* „palo od asse della mangiatoja“,⁵²⁾ Friaul: *triseef*, *trisef*.⁵³⁾

Salvioni⁵⁴⁾ sieht in diesem Wort, dessen lombardische Formen er mit dem friaulischen *trisef* vergleicht, nichts anderes als Umstellung von lateinischem *praesepe* „Krippe“, das sich im Anlaut an *trabacca* „o altro di simile“ angelehnt hätte; Meyer-Lübke⁵⁵⁾ stimmt ihm bei. Mir scheint, die zitierten Formen sollten nicht von bergell. *truvěš* „Brunnentrog“ und damit bündnerisch *truasch*, *truaisch* getrennt werden. Die friaulische Form *trisef*, der zweifellos *praesepe* zu Grunde liegt, würde sich als Kontamination von Typus *trevis* + *praesepe* sehr gut erklären.

Was nun das Vorkommen von *torba* „Speicher“ im südwestlichen Alpengebiet betrifft, haben meine diesbezüglichen Nachforschungen zu keinem positiven Resultat geführt. Im romanischen Wallis findet sich nach Hunziker, Schweizerhaus I Wallis, und nach freundlicher Mitteilung von Herrn Prof. Gauchat keine Spur. Ebenso wenig im deutschen Oberwallis,⁵⁶⁾ in den Walserkolonien von Piemont und Graubünden⁵⁷⁾ und im sonstigen schweizerischen Alpengebiet. Auch das Piemontesische scheint nach Ausweis der Dialektwörter-

Das Glossar des 15. Jahrh. bietet folgende Glosse: „presepe, presepium = la mangiadora over la *trevis*“, LORCK, Altbergam. Sprachdenkmäler, Halle 1893, S. 130. — ⁴⁷⁾ LORCK, l. c. S. 203. MELCHIORI, Vocab. bresciano-ital., Brescia 1817, schreibt II. 299 *treis*, und im Appendice (Brescia 1820), p. 37 „*trevis* v. *treis*“. — ⁴⁸⁾ SALVIONI, l. c. S. 108. PERI, Vocab. cremonese-ital., Cremona 1847, p. 645 gibt „*traviis* o *treviis*“ an. — ⁴⁹⁾ TIRABOSCHI, S. 1374, SALVIONI, l. c. S. 108. — ⁵⁰⁾ ETTMAYER, Bergam. Alpenmd., S. 59. — ⁵¹⁾ BATTISTI, Sulzberger Mundart, Wien 1911, p. 218, A. 10. — ⁵²⁾ BATTISTI, Mundart von Valvestino, Wien 1913, S. 73. Den Hinweis auf BATTISTI verdanke ich Herrn Prof. Jud. — ⁵³⁾ Arch. glottol. ital. IV. 341 und 321, 6. — ⁵⁴⁾ Cremon. *trevis*, *travis* „greppia“, Romania XXVIII (1899), p. 108. — ⁵⁵⁾ Roman. etym. Wörterbuch, Heidelberg 1911 ff., Nr. 6724 *praesepe*. — ⁵⁶⁾ Der „Kornspeicher“ führt im roman. Wallis ausschliesslich den Namen *rakar* (urkundlich 13. Jh. *rascart*), im deutschen Oberwallis nur die Bezeichnung „Stadel“, wie im Formazzatal und in Bosco, HUNZIKER I. 199 u. 221 (siehe oben S. 51). Ob der Walliser Dorfname Törbel b. Visp, auf den mich Herr Prof. Hoffmann-Krayer aufmerksam macht, hieher gehört, ist sehr fraglich. GREMAUD zitiert folgende urkundliche Formen: XI. Jh. (ev. vor 1052) in *Dorbia* (wahrscheinlich = Törbel), 1224 de *Torbio*, 1234 de *Torbì*, 1263 apud *Torby*, 1418 de *Torbil*, 1439 de *Tærbil*. Mém. et Doc. XVIII. 353, XXIX. 248, 311, XXX. 88, XXXVIII. 268, XXXIX. 185. — ⁵⁷⁾ Nur für Obersaxen gibt HUNZIKER III. 303 die romanische Form *troaş* „Speicher als Einzelgebäude“ (vgl. zurdortigen deutschen und roman. Terminologie III. 101), für Schanfigg verzeichnet er *barga* „Kornspeicher“ (III. 303, vgl. VIII. 12) und verweist auf das urkundlich meist vorkommende „stadel“ = lat. horreum. Der „Speicher als Gemach im Hause“ heisst *špīcher* im Safiental, in Arosa, Obermatten, Splügen, Vals; *špenser* („Sp. hinter der Küche“) in Meierhöf, Nufenen, Davos, Wiesen, Jenatz (III. 303—304), *chamināde* oder *špīcher* in Obersaxen (III. 101—102). — Nach L. BRUN, Mundart von Obersaxen, Frauenfeld 1918, S. 206 findet sich dort auch der rätsische Geschlechtsname *troāšš* Troasch.

bücher *torba* nicht zu kennen.⁵⁸⁾ Das gleiche ergibt für die französischen Alpen das Studium des Atlas linguistique de la France.⁵⁹⁾

Nach all diesen Erhebungen scheint *torba* mit seinen Ableitungen ausschliesslich auf romanischem Boden vorzukommen und auf den südöstlichen Abhang der Alpen, sowie auf die Täler des Vorder- und Hinterrheins beschränkt zu sein. In der Bedeutung „Speicher“ findet sich das Grundwort nur im Flussgebiet des Tessin, vom Tosatal bis ins Misox, und zwar überall reliktenartig in den obern Seitentälern.

An der Zusammengehörigkeit von bündn. *truaisch* „Speicher“ und *truasch* „Brunnentrog“ ist kaum zu zweifeln,⁶⁰⁾ und man wird wohl keine zu grossen Bedenken haben, nach seiner Bedeutung auch das oberitalienische *trevis* etc. „Krippe des Viehs“ dazu zu stellen.⁶¹⁾ Damit würde sich die Zone von *torba* gegen Osten bis ins Friaul erstrecken. Die Verbreitung von *torba* und seiner Ableitungen lässt darauf schliessen, dass wir es mit einem vorrömischen Alpenwort zu tun haben, wie sie Jud in grösserer Zahl nachgewiesen, und wie er es bereits für das bündnerische *truaisch* „Speicher“ angenommen hat.⁶²⁾ Als Grundform wäre *torva* anzusetzen,⁶³⁾ das noch jetzt im Bleniotale vorkommt. *torba* mit *b* zeigt den bei der Gruppe *rv* häufigen Wandel zu *rb*.⁶⁴⁾ Die Ableitungen, die für einzelne lokal beschränkte Formen

⁵⁸⁾ Vgl. immerhin *trabjal* „fenile“ in Castellinaldo (Monferrat), bei TOPPINO, Studj romanzi X (1913), p. 25 n. 2, das ich Herrn Prof. Jud verdanke. Auch das dem Antigoriotal nahe Antronatal kennt *torba* nicht, wie mir Herr Prof. Jaberg mitteilt. Dagegen macht er mich auf das möglicherweise hieher gehörende veraltende Wort für „Keller“ aufmerksam, das TONETTI, Dizion. del dial. valesiano, Varallo 1894, p. 312 als *truña* zitiert und das die Wörterbücher von ZALLI und SANT' ALBINO mit *trüna* „unterirdisches Gewölbe, dunkler unterirdischer Raum“ verzeichnen. — ⁵⁹⁾ Karte 550 (fenil). Merkwürdigerweise findet sich ein ähnliches Wort erst ganz vereinzelt am Nordrand der Pyrenäen: *tru*, *truat*, *truatš*, *truatšy* „fenil“, an den Punkten 698 (H.-Pyrénées), 781, 699 (H.-Garonne), 790 (Ariège). Der Typus dürfte kaum zu den in Nord- und Südostfrankreich verbreiteten Ableitungen von lat. *trabs* in der Bedeutung „fenil“, „chevron“ gehören; vgl. zu diesen JUD, Arch. f. d. Studium der neueren Spr. CXX (1908), S. 83—84. — ⁶⁰⁾ Trotz der Bemerkung von MEYER-LÜBKE, Rom. etym. Wörterbuch Nr. 8789 **torbace*: „ob obwald. *truasch* [„Speicher“], bergün. *trueš* „Brunnen“, bergell. *troves* „Brunnentrog“ dasselbe Wort ist, bleibt fraglich.“ — ⁶¹⁾ Vgl. SALVIONI, Rendiconti Ist. Lomb. XXXIX (1906), p. 621, der die Verknüpfung als „molto verosimile“ bezeichnet. — ⁶²⁾ Dalla storia delle parole lombardo-ladine. Bull. de dial. rom. III (1911), p. 1—18, 63—86; über *trua(i)sch* besonders p. 7, n. 2 und p. 73, n. 3 und Zs. f. rom. Phil. XXXVIII (1914), S. 60. Damit zieht Jud die Ableitung von **trabacem* zurück, die er, nach Huonders Vorgang, 1908 für obwald. *truaisch* „Speicher“ und bergün. *truesch* „Brunnentrog“ gegeben hatte. Arch. f. d. Stud. d. neueren Spr. CXX. 84 n. — Durch die oben angeführte Verbreitung verschiebt sich auch für das sprachgeographische Problem „Getreidespeicher“ = *horreum*, *spicarium*, *torbace* die Zone von *torbace* beträchtlich nach Westen, vgl. JUD, Zs. f. rom. Phil. XXXVIII. 60—61. — ⁶³⁾ und nicht *torba*, wie HUNZIKER VIII. 13 meint. — ⁶⁴⁾ Vgl. in Arbedo *arbèj* „piselli“, Abl. v. lat. *ervum*, Bollstor. XVII. 82; comask. *erbèja*, *erbion* „pisello“, *corbà* „curvare“ bei MONTI, Vocabolario, p. 56, 72; it. nerbo, serbare, frz. corbeau, courber; deutsch Gerber

vorgeschlagen worden sind, verdienen keine grosse Beachtung.⁶⁵⁾ Nur bei genauer Feststellung des Vorkommens des Wortes, bei Berücksichtigung aller lautlichen und begrifflichen Varianten und eindringlichem Studium des Häuserbaus speziell in den Alpen wird sich die Geschichte von **torva* und seiner Sippe befriedigend darstellen lassen.⁶⁶⁾ Dazu aus dem mir erreichbaren Material einige Bausteine zusammenzutragen, ist der Hauptzweck dieses Aufsatzes.

Winterthur.

Dr. F. Fankhauser.

aus Gerwer, die Ortsnamen Horw (Luzern) gesprochen Horb, Birrwil (Aargau) gespr. *birby* etc. Zu den romanischen Beispielen vgl. PARODI, Romania XXVII. (1898), p. 236—238. — ⁶⁵⁾ So erklärt SALVIONI die Form *tulbra* „stanza del formaggio“ von Arbedo (siehe oben S. 52) durch dort vorkommendes *tulbru*, -a „trüb“ als „la camera *torbida*, oscura“, Boll. stor. XVIII (1896), p. 29 n. *tulbra* und Hunzikers *torbora* von Bellinzona und Grono entsprechen einer Ableitung TORVULA (vgl. oben S. 53, A. 27 die oberital. Ortsnamen Torbole), wie *tulbru*, -a „trüb“ zu **turbulu* gehört, vgl. MEYER-LÜBKE, Rom. etym. Wörterbuch, Nr. 8998. — HUONDER, Rom. Forsch. XI (1901), S. 444 und etwas zweifelnd SALVIONI, Rendiconti Ist. Lomb. XXXIX (1906), p. 621 leiten bündnerisch *truaisch* „Speicher“ von **trabacem* „Balken“ ab, was MEYER-LÜBKE, Rom. etym. Wörterbuch Nr. 8789 für „lautlich und morphologisch abgeschlossen“ hält. Ebenso stellen LORCK, Altbergam. Sprachdenkm. S. 203 und ETTMAYER, Berg. Alpenmd. S. 59 die bergamaskischen Formen für „Krippe des Viehs“ zu einem hypothetischen **trabice*.

Nur der Vollständigkeit halber sei hier auch der Erklärung gedacht, die HUNZIKER für *torba*, *torva*, *torving*, *truaisch* „Speicher“ vorschlägt. Nach ihm käme das Wort vom deutschen *Dorf* in der hypothetischen Bedeutung „Hütte“, „Speicher“ (vgl. schwed. *torp* „Bauernhütte“) und wäre, da *Dorf* „Speicher“ im Alemannischen fehlt, von Süden durch die Langobarden in die Alpen eingeschleppt worden. Unter den germanischen Elementen in der Terminologie des rom. Bündner- und Tessinerhauses hält Hunziker dieses *torba* „Speicher“ für den wichtigsten sprachlichen Zeugen seiner Theorie vom „romanisch-langobardischen Gebirgshaus“, die er Bd. VIII. 1—29 ausführlich entwickelt (Hinweis III. 328). Als „Beweis“ für diese Ableitung zitiert er den Bosker Ausdruck *z' dorf gôn* „bei den Speichern und Hütten der Alp sich versammeln, um am Abend das Vieh zu melken“ (VIII. 13, II. 72), wobei in diesem *dorf* die alte Bedeutung „Speicher“ durchschimmern sollte. Abgesehen davon, dass auf der Grossalp bei Bosco keine *torba* genannten Speicher sind, ist der Ausdruck *z' dorf gâ* in unsern Alpen weit verbreitet und geht zurück auf die alte Bedeutung von *Dorf* „Zusammenkunft“; vgl. STALDER, Versuch eines Schw. Idiotikons (Aarau 1812), I. 290—291 und L. TOBLER, Jahrbuch f. Schw. Gesch. XII (1887), S. 206—207. Zur Alpwirtschaft in Bosco vgl. DICKENMANN, N. Z. Z. 1906, Nr. 281, SCHRÖTER & RIKLI, l. c. S. 56—57, F. MERZ, Gli alpi nel Canton Ticino, Soletta 1911, p. 129.

Ohne Beweis, und wohl ohne Kenntnis von HUNZIKERS Vorgang, bringt in neuester Zeit (Okt. 1917) auch K. v. ETTMAYER das *torbace* des Testaments Bischof Tellos mit *torp* (germ. *Dorf* + *aceus* zusammen und nimmt als ursprüngliche Bedeutung „Gemeindespeicher“ an. Für die moderne Form *truaisch*, *truesch* setzt er Suffixwechsel voraus und leitet sie von **trop-iscu* ab. Zs. rom. Phil. XXXIX. 13. n.

⁶⁶⁾ Dann erst wird sich zeigen, ob auf die von Prof. Rütimeyer oben S. 49 aufgeworfene Frage auch vom sprachlichen Standpunkt die Antwort gegeben werden kann, welche die vergleichend-ethnographische Betrachtung nahe legt.